

2 50 | 260 =

1-5

J. 8.

Nachrichten

der

Gießener Hochschulgesellschaft

Bgl.
21/11/50

1. Jahrgang
1. Heft



Gießen 1918.

Inhalt.

	Seite
A. Jesionek: Die Gießener Lupusheilstätte	1 - 10
W. König und K. Eibs: Über die Verfahren zur Bindung des atmosphärischen Stickstoffs	11 - 20

Auszug aus den Satzungen der Gießener Hochschulgesellschaft.

§ 1. Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft) ist ein eingetragener Verein und hat ihren Sitz in Gießen.

§ 2. Zweck der Gesellschaft ist:

1. Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben,
2. Verbreitung wissenschaftlicher Bildung,
3. Förderung der Universität Gießen.

§ 3. Die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke werden gewonnen:

1. durch die Beiträge der Mitglieder,
2. durch Schenkungen und Vermächtnisse.

Wer der Gesellschaft größere Spenden zuweist, kann verfügen, daß sie ganz oder teilweise für bestimmte Einzelzwecke verwandt werden.

§ 4. Die Mitgliedschaft wird erworben durch Beitrittserklärung und deren Annahme durch den Vorstand.

§ 5. Die Mitglieder sind ordentliche und außerordentliche. Als außerordentliche Mitglieder werden nur Einzelpersonen aufgenommen.

Die ordentlichen Mitglieder bezahlen entweder einen einmaligen Beitrag von mindestens tausend Mark oder einen jährlichen Beitrag von mindestens fünfzig Mark.

Die außerordentlichen Mitglieder bezahlen entweder einen einmaligen Beitrag von mindestens hundert Mark oder einen jährlichen Beitrag von mindestens fünf Mark.

Die Mitglieder erhalten unentgeltlich die Veröffentlichungen der Gesellschaft.

Die Geschäftsstelle der Gießener Hochschulgesellschaft befindet sich in Gießen, Lonnstraße 7 (Handelskammer-Gebäude).



Die Gießener Lupusheilstätte.

Vortrag, gehalten in der Gründungsversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft am 21. Februar 1918 von Professor Dr. **Albert Jesionek**.

Sehr geehrte Herren!

Ich bin erfreut, Sie hier begrüßen, Ihnen die Lupusheilstätte und ihre Einrichtungen vorstellen zu dürfen.

Die Lupusheilstätte ist kein Universitätsinstitut, sie gehört nicht der Universität. Sie verdankt ihre Entstehung und ihr Dasein den gemeinnützigen Bestrebungen der Landesversicherungsanstalt für das Großherzogtum Hessen und gehört dem Heilstättenverein für das Großherzogtum Hessen.

Gleichwohl steht die Lupusheilstätte mit der Großherzoglichen Landes-Universität in naher Berührung. Zunächst insofern, als ich als Leiter der Großherzoglichen Universitätshautklinik die Anregung zur Errichtung der Lupusheilstätte gegeben habe und mit der Leitung der Lupusheilstätte betraut bin.

Es sind Hautkranke, denen die Lupusheilstätte dient, Kranke, bei denen es sich, wenn auch keineswegs ausschließlich, so doch in der Hauptsache und in vordringlicher Weise um Erkrankungs Zustände der Haut handelt, um tuberkulöse, durch den Tuberkelbazillus verursachte Hautkrankheiten.

Besäßen wir hier in Gießen keine Lupusheilstätte, so wäre es Sache der Großherzoglichen Universitätshautklinik, sich der Lupuskranken anzunehmen. Wir haben uns mit der Tatsache abzufinden, daß in unserer Gegend, im Umkreis und im Wirkungskreis der Gießener Kliniken, der Lupus, die Hauttuberkulose, stark verbreitet ist. Hessen, in Sonderheit Oberhessen, Hessen-Nassau, Westfalen, die Rheinprovinz sind Gegenden, in welchen der Lupus häufiger vorkommt als in anderen Gegenden unseres Vaterlandes. Besäßen wir hier in Gießen keine eigene Lupusheilstätte, so würde die Gießener Universitätshautklinik unter der Last der tuber-

kulösen Hautkranken fast ersticken. Eine Universitätsklinik für Haut- und Geschlechtskranke hat andere, weitere Ziele und Aufgaben, als sich unter dem Zwang zufälliger äußerer Verhältnisse mehr oder weniger ausschließlich einer bestimmten Kategorie von Hautkranken zu widmen, hat mehr zu tun, sie darf sich nicht auf die wissenschaftliche Erforschung eines engumschriebenen Gebietes beschränken.

Dazu kommt, daß die Mittel, die der Staat der Großherzoglichen Universitätsklinik zur Verfügung stellen kann, innerhalb des Rahmens der Aufwendungen für die Universität im allgemeinen, an bestimmte, enge, relative Grenzen gebunden sind, um so mehr, je schärfer die Frage gefaßt wird, in wie weit durch die Fürsorge für die Lupuskranken der hauptsächlichsten Aufgabe der Klinik, dem Unterricht der Studierenden, gedient ist. An und für sich gehört die Fürsorge für bestimmte Kategorien von Kranken wohl kaum zu den Aufgaben eines Universitätsinstitutes.

Jedenfalls sind der Hautklinik zu Gießen durch das Vorhandensein einer eigenen Lupusheilstätte manche aus lokalen Verhältnissen drohende Gefahren und Unzuträglichkeiten erspart geblieben. Wir haben es hier in der Lupusheilstätte mit einer Einrichtung zu tun, welche der Großherzoglichen Universitätsklinik eine gewisse Last abnimmt und die Klinik befähigt, ihren allgemeineren Aufgaben in vollem Umfange gerecht zu werden.

Der Besitzer der Lupusheilstätte, der Heilstättenverein im Bunde mit der Landesversicherungsanstalt für das Großherzogtum Hessen, beschränkt sich keineswegs darauf, in der Lupusheilstätte eine Anstalt zu erblicken, in welcher nichts anderes geleistet werden dürfte, als daß die Lupuskranken der Behandlung unterstellt und der Heilung zugeführt werden, er hat sich vielmehr ausdrücklich einverstanden erklärt und läßt es sich angelegen sein, die Einrichtung der Heilstätte in liberalster Weise für die Zwecke der Forschung und des Unterrichtes dem Direktor der Anstalt, seinen klinischen Assistenten und Schülern zur Verfügung zu stellen. So haben wir es hier in der Lupusheilstätte mit einem Institut zu tun, in welchem die Gedanken der Förderung und der Unterstützung der Bestrebungen der Großherzoglichen Landes-Universität, von denen heute die Rede war, die Gedanken, auf denen sich die heute gegründete Gesellschaft aufgebaut hat, für ein umschriebenes Gebiet der medizinischen Forschung bereits seit einiger Zeit Gestalt und Form gewonnen haben. Erfreulicherweise haben sich während der fünf Jahre, seit welchen die Heilstätte besteht, Freunde und Gönner gefunden, welche unsere Bestrebungen durch Zuwendungen verschiedener Art und durch Stiftungen unterstützt haben.

Das Heilmittel, dessen wir uns zur Behandlung und Heilung unserer Patienten bedienen, ist das Licht.

Wenn wir in diesem Zusammenhang von Licht sprechen, so verstehen wir darunter die chemische Aktivität der Strahlung der Sonne und des Lichtes von Lampen, die uns als Ersatz der Sonne dienen. In der Hauptsache sind es die sogenannten ultravioletten Strahlen, die wir in Verwertung ziehen.

Unsere künstlichen Lichtquellen sind derart, daß sie ein Licht liefern, welches hinsichtlich seines Gehaltes an chemisch wirksamen Strahlen dem Sonnenlicht nahesteht. Sie bestehen in der Hauptsache aus einem Quarzgehäuse, innerhalb dessen Quecksilberdämpfe durch den elektrischen Strom in glühenden Zustand versetzt werden. Das Licht, welches von den glühenden Quecksilberdämpfen ausgeht, ist reich an ultravioletten Strahlen. Die ultravioletten Strahlen haben die Eigenschaft, daß sie von allen möglichen Medien absorbiert werden, so z. B. ist das Glas ein Körper, welcher die ultravioletten Strahlen aufsaugt und infolgedessen diese Strahlen, wenn wir die glühenden Quecksilberdämpfe innerhalb eines Glasgehäuses erzeugen würden, verhindern würde, aus dem Gehäuse heraus zu treten. Da wir es aber gerade auf die therapeutische Verwendung dieser Strahlen abgesehen haben, benötigen wir als Material für das Gehäuse, innerhalb dessen wir die ultravioletten Strahlen durch die Einwirkung des elektrischen Stromes auf das Quecksilber entstehen lassen, eines Körpers, welcher die ultravioletten Strahlen nicht aufsaugt. Es ist das der Quarz, der Bergkristall, welcher die Eigenschaft hat, daß er die ultravioletten Strahlen durch sich hindurch passieren läßt. Wir nennen unsere Lampen kurzweg Quecksilberquarzlampen, und verstehen darunter also Lichtquellen, deren Licht auf dem Glühen von Quecksilberdämpfen beruht, zahlreiche chemisch aktive, in Sonderheit ultraviolette Strahlen enthält, innerhalb eines Quarzgehäuses entsteht, sodaß den ultravioletten Strahlen die Möglichkeit geboten wird, aus dem Gehäuse auszutreten und im Bereich eines Strahlenkegels bestimmte biologische Wirkungen zu entfalten.

Das Licht der Sonne ist sehr reich an chemisch und biologisch aktiven, in Sonderheit an ultravioletten Strahlen. Gelegentlich der Passage durch den Weltenraum aber gelangt ein großer Teil der von dem glühenden Sonnenkörper ausgehenden ultravioletten Strahlen zur Absorption. Namentlich die niederen, die Erdoberfläche umhüllenden, mit Wasserdämpfen und Staubpartikelchen erfüllten Luftschichten absorbieren von den ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes eine ganze Menge. Nur wenig ultraviolette Strahlen erreichen die Erdoberfläche. Je höher ein Punkt der Erdober-

fläche über die mit Wasserdämpfen und sonstigen Verunreinigungen erfüllte Luftschichten emporragt, umso reicher ist das Licht der Sonne an diesem geographischen Punkt an ultravioletten Strahlen. Umgekehrt sind die Niederungen der Erdoberfläche arm an diesen Strahlen. Immerhin ist das Licht an einem geographischen Punkt wie Gießen mit einer Meereshöhe von ungefähr 150 m noch so reich an ultravioletten Strahlen, daß Wirkungen des Lichtes auf den Menschen zustande kommen, Wirkungen, die wir zur Behandlung und Heilung tuberkulöser und lupöser Menschen in Verwertung ziehen können. Hier in dieser Heilstätte verwenden wir das Sonnenlicht, soviel es die Witterungsverhältnisse erlauben. Nur in Ermangelung der Sonne machen wir von unseren künstlichen Lichtquellen Gebrauch.

Daß das Licht der Sonne bestimmte Wirkungen auf die Haut des Menschen ausübt, ist Ihnen bekannt. Ich brauche Sie nur an den Sonnenstich der Haut zu erinnern, jene mit lebhafter Rötung und Schwellung, mit Schmerzen, gelegentlich mit der Bildung von Blasen, unter Umständen auch mit Sieber einhergehende Entzündung der Haut, welche wir bei solchen Menschen auftreten sehen, die ihre Haut, die Haut der unbedeckten Körperteile einer starken oder lange dauernden Besonnung aussetzen. Je weniger ein Mensch unter den gewöhnlichen Bedingungen seines Lebens an den Genuß des direkten Sonnenlichtes gewöhnt ist, umso leichter verfällt seine Haut, wenn sie einmal, sei es absichtlich, sei es unabsichtlich, intensiver Besonnung ausgesetzt wird, dem Sonnenstich. Wir wissen heutzutage mit Sicherheit, auf Grund experimenteller Untersuchungen, daß es nicht die Wärmestrahlen der Sonne sind, welche den „Sonnenbrand“, den Sonnenstich der Haut verursachen, vielmehr ihre chemischen Strahlen. Je reicher das zur Einwirkung auf die unbedeckte Haut gelangende Licht an chemisch aktiven, in Sonderheit an ultravioletten Strahlen ist, umso heftiger gestaltet sich die entzündungserregende Kraft des Lichtes. Der Gletscherbrand ist nichts anderes als ein mit besonders lebhaften Symptomen einhergehender Sonnenstich: über den sonnenbeschienenen Schneeflächen und Gletschern des Hochgebirges ist das Licht an ultravioletten Strahlen, an sogenannten kurzwelligigen ultravioletten Strahlen, besonders reich. Aber auch hier in unserer Gießener Gegend ist die ultraviolette Strahlung der Sonne immer noch groß genug, um einen Sonnenstich zu verursachen, die Haut des Menschen unter bestimmten Bedingungen in den Zustand der Entzündung zu versetzen.

Die entzündungserregende Kraft des Sonnenlichtes ist es, welche wir hier in unserer Lupusheilstätte in therapeutische Verwertung ziehen. Wir

exponieren die tuberkulösen Krankheitsherde an der Haut unserer Patienten den direkten Strahlen der Sonne, in Ermangelung der Sonne den Strahlen unserer Lampen, mit der ausgesprochenen Absicht, in den tuberkulösen Krankheitsherden der Haut eine akute Entzündung hervorzurufen. Wir benötigen hierzu keinerlei instrumenteller Hilfsapparate, keinerlei Vorrichtungen, welche darauf ausgehen, die Lichtstrahlen zu konzentrieren, keinerlei Vorkehrungen, welche dazu notwendig wären, die Haut gegen die Wärmestrahlen zu schützen.

Die durch das Licht bewirkte akute Entzündung, sei es, daß sie sich in gesunder oder in tuberkulös erkrankter Haut abspielt, ist durch bestimmte Eigenschaften ausgezeichnet. So vor allem, sie geht mit einer lebhaften serösen Exsudation einher: aus den durch das Licht in den Zustand entzündlicher Erweiterung und Überfüllung versetzten Blutgefäßen entleert sich in das Gewebe der Haut, in das gesunde und in das kranke Gewebe der Haut, ein mächtiger Strom jener Blutflüssigkeit, die wir als Serum bezeichnen. Wir können uns dahin ausdrücken, daß wir sagen: dem Licht ist eine serotaktische Kraft eigen, es bewirkt, daß das Gewebe der Haut, das gesunde und kranke Hautgewebe von Serum überschwemmt wird.

Wenn wir tuberkulös erkrankte Haut durch das Licht in den Zustand der Entzündung versetzen und gewissermaßen mit Serum überschwemmen, so können wir sehen, daß sich die Erscheinungen der tuberkulösen Erkrankung hieselbst allmählich zurückbilden. Wir müssen die lichtbewirkte Entzündung in bestimmter Weise behandeln, wir müssen dafür sorgen, daß immer wieder aufs neue, solange von den tuberkulösen Veränderungen etwas vorhanden ist, an diesen Hautstellen die entzündliche Exsudation zustande kommt, — schließlich haben wir die Freude zu sehen, daß die durch den Tuberkelbazillus verursachten krankhaften Veränderungen aus der Haut verschwinden, daß die tuberkulösen Krankheitsherde ausheilen, daß sich an Stelle des von den Tuberkelbazillen zerstörten und zu Verlust gekommenen Gewebes schönes gesundes Narbengewebe setzt. Ich darf aber darauf aufmerksam machen, daß es meist lange Zeit, Wochen und Monate lang dauert, bis wir einen tuberkulösen Krankheitsherd der Haut durch die Erregung und immer wiederholte Erregung der lichtbewirkten Entzündung ausheilen sehen. (Demonstration einer Reihe von Kranken, bei welchen durch die geschilderte Lichtbehandlungsmethode Lupöse und andere tuberkulöse Krankheitsherde der Haut zur Ausheilung gebracht worden sind; den Zustand, in welchem sich die Kranken vor Einleitung der Behandlung befunden haben, zeigen die Photographien, welche die Kranken in Händen tragen. Eine Reihe der demonstrierten Patienten befindet sich noch in

Behandlung, und zeigt die verschiedenen Grade und Phasen der lichtbewirkten Entzündung und der Rückbildung der tuberkulösen Krankheitsherde).

Welche Faktoren es sind, die im lichtentzündeten tuberkulösen Hautgewebe die Heilung bewirken, wissen wir noch nicht mit Sicherheit zu sagen. Davon, daß das Licht imstande wäre, die in dem tuberkulösen Gewebe vorhandenen Krankheitserreger, die Tuberkelbazillen abzutöten, kann kaum die Rede sein. Wohl ist das Licht imstande, Tuberkelbazillen abzutöten, aber z. B. nur solche Tuberkelbazillen, welche sich auf der Haut, auf der Oberfläche der Haut befinden. Aber auf die in der Haut, innerhalb der erkrankten Haut tätigen Tuberkelbazillen erstreckt sich die direkte bakterizide Wirkung des Lichtes nicht. Einstweilen müssen wir uns darauf beschränken, ganz allgemein uns dahin auszudrücken, daß es der durch das Licht bewirkte Vorgang der akuten Entzündung, höchst wahrscheinlich die reichliche seröse Durchtränkung des kranken Gewebes ist, auf welcher die Heilungsvorgänge beruhen.

Eine andere Art der Lichtbehandlung, der wir die Patienten unserer Heilstätte unterstellen, besteht darin, daß wir die Kranken in nachtem Zustand in Sonne und Licht baden lassen. Auch hier dient uns als Lichtquelle die Sonne, in Ermangelung der Sonne verwenden wir unsere Quecksilberquarzlampen. Aber nicht die entzündungserregende Kraft des Lichtes ist es, mit welcher wir bei dieser Behandlungsmethode rechnen, vielmehr die pigmenterzeugende Kraft des Lichtes. Wir haben es in der Hand, bei Anwendung gewisser Vorsichtsmaßregeln und vornehmlich durch die Dosierung, die Einwirkung des Lichtes so zu gestalten, daß die Haut durch das Licht nicht entzündet, sondern „pigmentiert“ wird.

Meine Herren, es ist Ihnen bekannt, daß die Haut unseres Gesichtes, des Halses, der Hände, die Haut jener Körperteile, die wir beständig oder häufig dem Licht und der Luft aussetzen, anders aussieht als die Haut jener Körperteile, welche wir für gewöhnlich durch die Kleidung bedecken. Die Haut der unbedeckten Körperteile ist von dunklerer Farbe als die bedeckte Haut. Im Gegensatz zu der weißen, oft erschreckend weißen Haut des bedeckten Körpers ist die Haut des Gesichtes, des Halses, der Handrücken, genau bis dorthin, wohin die Kleidung reicht, von gelblicher, gelbbraunlicher, brauner oder rotbrauner Farbe, sie ist wärmer im Ton als die unbedeckte Haut. Bei Leuten, welche sich viel im Freien aufhalten, staunen wir über die tiefbraune oder schwarzbraune Farbe des „wettergebräunten“ Gesichtes. Aber es ist nicht das Wetter, nicht die Luft, nicht die Wärme, nicht die Kälte, nicht irgend eine andere atmosphärische

Einwirkung, welche die Haut der frei getragenen Körperteile bräunt, es ist das Licht, der reichliche Genuß des Lichtes, was die Bräunung bewirkt. Auch hier haben einwandfreie experimentelle Untersuchungen uns über die ursächlichen Verhältnisse aufgeklärt. Das Licht hat die Fähigkeit, in der Haut des „weißen“ Menschen Pigment zu erzeugen. Die Bräunung, die dunkle Verfärbung der Haut, welche die unbedeckte Haut von der bedeckten, vor Licht geschützten Haut unterscheidet, beruht auf dem Vorhandensein von Pigment in der Haut. Es ist das eine körnige Masse, welche bestimmten Zellen unserer Oberhaut eingelagert ist. Heutzutage wissen wir, daß die Pigmentkörner durch Lichteinwirkung in denjenigen Zellen entsteht, in denen wir sie bei der mikroskopischen Untersuchung vorfinden. Im Pigment der menschlichen Oberhautzellen tritt uns gewissermaßen absorbierte Lichtenergie entgegen. Nicht als ob das Licht der einzige „pigmentophore“ Reiz wäre, dem die menschliche Haut ihr Pigment verdankt. Es genügt aber hier in diesem Zusammenhang zu wissen, daß das Licht einen der Reize, wahrscheinlich den vornehmlichsten Reiz, darstellt, welcher im extrauterinen Leben des Menschen Pigment in der Haut erzeugt. Je mehr die Haut dem Licht der Sonne, der chemischen Aktivität des Lichtes, in Sonderheit den ultravioletten Strahlen ausgesetzt wird, um so größer ist die Menge der Pigmentkörner, die sich in der menschlichen Haut bildet, um so dichter, um so dunkler fällt die Pigmentierung der Haut aus.

Wir haben hier in unserer Poliklinik schon vor Jahren die Wahrnehmung gemacht, daß bei Lupuspatienten, welche sich viel im Freien aufhielten und infolge der häufigen und lange dauernden Besonnung eine kräftige Pigmentierung davontrugen, eine Heilung der lupösen Krankheitsherde zustande kam. Als im Jahre 1913 die Lupusheilstätte ins Leben trat, war uns Gelegenheit geboten, dieser Beobachtung nachzugehen. Es ergab sich, daß tatsächlich eine Heilung lupöser und anderer tuberkulöser Krankheitsherde der Haut zustande kam, wenn man mit den Patienten ganz und gar nichts anderes machte, als daß man sie in Sonne und Licht baden ließ, nur dafür sorgte, daß sie am ganzen Körper dunkelbraun „gebrannt“ wurden. Selbstverständlich achteten wir darauf, daß gelegentlich dieser Licht- und Sonnenbäder die lupösen Krankheitsherde nicht etwa jene Entzündung davontrugen, von der wir oben gesprochen haben.

(Demonstration einer Reihe von Patienten, bei denen wir durch Licht- und Sonnenbäder eine dunkle Pigmentierung der ganzen Körperoberfläche erzielt haben. Tafel 1, Abb. 1 zeigt eine Gruppe von sonnengebräunten Patienten, zwischen denen drei eben in Behandlung tretende,

noch nicht besonnte Patienten durch die weiße, pigmentlose bzw. bis lange pigmentarme Beschaffenheit ihrer Haut auffallen. Das Bild zeigt, daß auch hier in Gießen die Sonne hohe Grade von Pigmentierung zubewirken imstande ist.)

Inzwischen war bekannt geworden, daß man im Engadin und in Lenjin am Genfer See tuberkulöse Kranke in der Weise behandelt, daß man sie dem in diesen Höhenlagen an ultravioletten Strahlen besonders reichen Sonnenlicht aussetzt, und nichts anderes anstrebt, als daß sich die Haut der Kranken bräunt, d. h. mit Pigment erfüllt. Man sah, daß bei solchen Patienten die Tuberkulose innerer Organe, namentlich Knochen- und Gelenktuberkulose, die sog. chirurgische Tuberkulose, zu guter Ausheilung gelangt. Durch persönliche Inaugenscheinnahme gelegentlich eines Besuches in Lenjin überzeugte ich mich, daß auch dort, an geographischen Punkten von 1500 – 1800 m Meereshöhe, der unmittelbar wahrnehmbare Effekt der Besonnung in nichts anderem besteht, als in der Entstehung einer dunkelbraunen und schwarzbraunen Verfärbung der Haut; des ferneren konnte ich mich überzeugen, daß in Lenjin tatsächlich ausgezeichnete Heilergebnisse erzielt werden.

Welches ist der Faktor, der bei diesen durch die Sonne gebräunten tuberkulösen Menschen die Heilung tuberkulöser Knochen- und Gelenkherde, gelegentlich auch tuberkulöser Lungenherde auslöst? Daß das Licht, auch das intensive, an Ultraviolett so reiche Licht der Sonne jener hochgelegenen Gebirgsorte bis in die kranken Knochen und Gelenke vordringe, davon kann nach meinen Kenntnissen über die Fähigkeit des Lichtes, in die Tiefe des menschlichen Körpers einzudringen, keine Rede sein. Gerade die ultravioletten Strahlen, denen wir mit Fug und Recht alle möglichen Wirkungen zuschreiben, sind nicht imstande, unter die Oberhaut des menschlichen Körpers vorzudringen. Vor allem ein Hindernis stellt sich ihnen entgegen. Das ist das Blut oder vielmehr der rote Farbstoff des kreisenden Blutes. Unterhalb der Oberhaut ist dem menschlichen Hautgewebe ein dichtes Netz von Blutgefäßen eingelagert, welches wie ein Filter die Strahlen kurzer Wellenlänge abfängt und die chemischen Strahlen verhindert, in die Tiefe des Hautgewebes vorzudringen; gierig absorbiert das Hämoglobin des Blutes alle chemisch aktiven, in Sonderheit alle ultravioletten Strahlen. Kein chemisch aktiver Strahl ist imstande, bis in die Knochen, Gelenke oder in die Lungen einzudringen. Wenn aber die im Engadin und im Lenjin beobachteten Heilungsvorgänge bei tuberkulösen Menschen tatsächlich auf einer Wirkung des Lichtes beruhen, wie haben wir uns diese Wirkung vorzustellen?

Wenn das Licht imstande sein sollte, auf dem Umweg über die Erzeugung großer Mengen von Pigment in der gesunden Haut eine heilende Wirkung auf tuberkulöse Krankheitsherde auszuüben, die irgendwo, dem Lichte unerreichbar, in der Tiefe des Körpers gelegen sind, dann müssen auf diesem Umwege über die Pigmentierung auch tuberkulöse Krankheitsherde der Haut in heilendem Sinne beeinflusst werden. Ich hatte weiter nichts zu tun, als meine obenerwähnten Beobachtungen über die Heilung des Lupus bei sonnengebräunten Menschen in der Weise nachzuprüfen, daß ich die einzelnen lupösen Krankheitsherde, während ich die Patienten der pigmenterzeugenden Kraft des Lichtes aussetzte, gegen Licht sorgfältig abschloß. Wir legten bei ein paar Kranken über bestimmten lupösen Krankheitsherden lichtundurchlässige Verbände an, ließen diese Verbände unter den entsprechenden Vorsichtsmaßregeln durch Wochen und Monate liegen, und waren nun tatsächlich bei Abnahme der Verbände in der Lage festzustellen, daß in ein paar Fällen diese lichtdicht abgeschlossenen lupösen Krankheitsherde zur Heilung gelangt waren.

(Demonstration von Photographien, welche die Krankheitsherde vor Anlegung lichtdichter Verbände und nach Abnahme der Verbände zeigen. Tafel 1, Abb. 2 zeigt einen lupösen Krankheitsherd auf der rechten Brust eines jungen Mannes vor Anlegung des Verbandes. Tafel 1, Abb. 3, aufgenommen 9 Tage nach der Abnahme des lichtdichten Verbandes, der 10 Wochen lang gelegen war, zeigt, daß der Krankheitsherd unter schöner, kaum wahrnehmbarer Vernarbung zur Abheilung gekommen ist.)

Wenn wirklich die Heilung der lupösen Krankheitsherde unter dem lichtdichten Verband mit der Besonnung der gesunden Körperoberfläche in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden darf, so kann die Heilung wohl kaum anders erklärt werden, als mit der Annahme, daß sich im Gefolge der Belichtung und der lichtbewirkten Pigmentierung in der Haut irgend welche Stoffe bilden, welche von dem Ort ihrer Entstehung, von der Haut aus, in den Blutkreislauf gelangen und mit dem Blut und der Ernährungsflüssigkeit auch in die tuberkulösen Krankheitsherde verschleppt werden, mögen diese in der Haut oder in irgend welchen andern Organen gelegen sein. Unsere Untersuchungen über diese Stoffe, die wir vom licht-erzeugten Pigment ableiten, sind noch nicht abgeschlossen; durch den Krieg sind sie leider jäh unterbrochen worden. Aber auch ohne bis jetzt einen genauen Einblick in die Heilungsvorgänge zu besitzen, sehen wir uns auf Grund unserer Erfahrungen, und auf Grund der Erfahrungen, die man im Engadin und in Leyfin gemacht hat, berechtigt, unsere Kranken, wie gesagt, in der Weise zu behandeln, daß wir sie in Sonne und Licht baden

lassen mit der ausgesprochenen Absicht, eine intensive Pigmentierung der Körperoberfläche bei ihnen zu erzielen.

Wir unterscheiden also hinsichtlich der von uns geübten Lichtbehandlung lupöser bzw. tuberkulöser Menschen zwei Methoden der Lichtverwertung. Wir rechnen mit der entzündungerregenden und mit der pigmentbildenden Kraft des Lichtes. Bei der Behandlung unserer Lupuskranken kombinieren wir die beiden Methoden.

Um mit Hilfe der Sonne eine kräftige Pigmentierung zu erreichen, lassen wir unsere Patienten möglichst viel, unter Umständen den ganzen Tag, in nacktem Zustand, nur mit einer Badehose bekleidet, im Freien verweilen in bestimmten abgegrenzten Teilen unseres Gartengeländes, oder im Dachgeschoß des Gebäudes in einem eigenen, aus Glas und Eisen errichteten atelierartigen Raum, dessen nach Osten, Süden und Westen gerichtete Glaswände derart geöffnet werden können, daß die Sonnenstrahlen ungehindert durch das Glas in den Raum eintreten. Dieser „Sonnenbaderaum“ ist für die Zwecke der Benutzung in der kälteren Jahreszeit an die Zentralheizung angeschlossen. Durch Öffnen und Geschlossenhalten der Glaswände haben wir es in der Hand, Sonnenlicht zur Anwendung zu bringen, welches die äußeren ultravioletten Strahlen enthält oder infolge der Filtrierung durch das Glas dieser entbehrt. Bei anämischen, schwächlichen, pigmentlosen und bei fiebernden Lungen- und Kehlkopfkranken Patienten machen wir von der Möglichkeit, das Licht durch Glas zu filtrieren und die Strahlen kürzester Wellenlänge und stärkster Aktivität auszuschalten zu können, gerne Gebrauch, wie wir denn überhaupt gelernt haben, namentlich zu Beginn der Behandlung mit der Dosierung vorsichtig zu sein.

Die Pigmentierung, die wir mit unseren künstlichen Lichtbädern erreichen, ist der durch die Sonne bewirkten Pigmentierung gleichwertig. Unser „künstlicher Lichtbaderaum“ besteht aus einem Raum, in welchem die oben genannten Lampen in der Weise angebracht sind, daß der ganze Raum in möglichst gleichmäßiger Weise von dem künstlichen Licht erfüllt ist. (Demonstration dieses Raumes und der Lampen.)

Über die Verfahren zur Bindung des atmosphärischen Stickstoffs.

Vortrag mit Experimenten gehalten bei der Gründungsversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft im Physikalischen Institut am 21.

Februar 1918 von Geh. Hofrat Professor Dr. **Walter König**
und Geh. Hofrat Professor Dr. **Karl Elbs.**

1) Vortrag von Professor König

Sehr geehrte Herren!

Es ist mir eine ganz besondere Ehre und Freude, die neu begründete Gesellschaft von Freunden und Förderern unserer Hochschule an ihrem Gründungstag in meinem Institute begrüßen zu dürfen. Ich kann das nicht tun, ohne zugleich dem Wunsch und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß es uns recht oft beschieden und vergönnt sein möge, Ihnen über große Fortschritte unserer Wissenschaften zu berichten.

Als ich mir die Frage vorlegte, welches Thema ich für meinen Vortrag wählen sollte, da traten mir naturgemäß als diejenigen Probleme, die zur Zeit das allgemeine Interesse ganz unwiderstehlich in Anspruch nehmen, für die ich also auch bei Ihnen ein ganz besonderes Interesse voraussetzen darf, die großen Probleme unserer Kriegswirtschaft entgegen. Wenn ich von diesen eines der hervorragendsten und wichtigsten, das Problem der Gewinnung von Stickstoffverbindungen aus dem Stickstoff der Atmosphäre, herausgegriffen habe, so war für diese Wahl im besonderen der Umstand entscheidend, daß ich in der Lage bin, Ihnen die bei diesem Probleme in Betracht kommenden Verfahren durch schöne Versuche zu veranschaulichen; das gilt namentlich von dem in Deutschland ausgebildeten Schönherrschen Verfahren, für das unser Institut dank dem Entgegenkommen der Badischen Anilin- und Sodafabrik einen ausgezeichneten Demonstrationsapparat besitzt.

Lassen Sie mich zunächst kurz auseinander setzen, um was es sich bei dem ganzen Problem handelt. Die moderne Menschheit braucht ungeheure Mengen von gebundenem Stickstoff, vor allem von Salpetersäure für die Herstellung von Munition und von Salpeter oder Ammoniak für die Landwirtschaft. Es ist wirklich ein schöner Witz der Natur, daß sie uns in einem Meer von Stickstoff und Sauerstoff leben läßt, ohne daß wir die Möglichkeit haben, die für uns so nötigen Verbindungen der beiden Elemente aus diesem uns umgebenden Meere auf einem einfachen Wege zu gewinnen. Wir waren vielmehr mit unserem Riesenbedarf auf jene Vorräte von gebundenem Stickstoff angewiesen, die sich als die Erzeugnisse organischer Vorgänge früherer Zeiten auf unserer Erde finden; das sind einerseits die Salpeterlager in Chile, andererseits unsere Kohlenlager, durch deren Verkokung wir Ammoniak, allerdings nur mit einer Ausbeute von wenigen Prozenten, gewinnen. Aber seit etwa 20 Jahren hat die moderne Technik das Problem der synthetischen Darstellung von Salpetersäure und Ammoniak aus dem Stickstoff der Atmosphäre mit durchschlagendem Erfolg in Angriff genommen. Welche ungeheure Bedeutung dieser Umstand für unser deutsches Vaterland jetzt im Kriege gewonnen hat, das brauche ich Ihnen nicht auseinander zu setzen. Aber für unsere Hochschulgemeinschaft, die ja gerade die engere Fühlung der Wissenschaft mit dem praktischen Leben auf ihre Fahne geschrieben hat, möchte ich das vor allem hervorheben, daß die Lösung dieses Problems einer der größten Erfolge des Zusammenarbeitens von Wissenschaft und Technik gewesen ist. In früheren Zeiten pflegte die Technik als Bahnbrecherin voranzugehen und die Wissenschaft hinkte mit ihrer Theorie hinterdrein. So war es bei der Dampfmaschine. Heute geht die Wissenschaft voran und weist der Technik die Bahn, die sie zu gehen hat. So war es vor allem hier.

Daß Stickoxyde in der Luft durch den elektrischen Funken, durch den Blitz entstehen, war schon Priestley um 1770 herum bekannt. Aber es sind doch nur ganz geringfügige Mengen, die man auf diesem Wege erhält, viel zu wenig, um für eine praktische Verwertung in Frage zu kommen. Woran das liegt, und wie man es anstellen muß, um mehr zu bekommen, das ist durch die moderne physikalische Chemie, vor allem durch die Forschungen von Nernst, klar gestellt worden. Bei jeder Temperatur besteht zwischen einem Gemisch der Gase Sauerstoff und Stickstoff (O und N) und ihrer Verbindung, dem ebenfalls gasförmigen Stickoxyd (NO) ein ganz bestimmtes Gleichgewicht, d. h. ein bestimmter Prozentgehalt an NO kann mit N und O gemischt sein, ohne sich zu verändern. Ist mehr Stickoxyd vorhanden, so zerfällt es sich, ist weniger vorhanden, so bildet es sich

aus den Bestandteilen immer bis zu diesem charakteristischen Grenzwerte des Gleichgewichtes. Dieser Prozentgehalt ist außerordentlich geringfügig bei gewöhnlicher Temperatur; er wird größer bei höheren Temperaturen und steigt bei Temperaturen von zwei bis drei tausend Graden bis auf einige Prozente. Aber dieser Prozeß der Bildung von NO aus den Elementen oder des Zerfalls von NO in die Elemente hat die weitere Eigentümlichkeit, daß er bei gewöhnlicher Temperatur außerordentlich langsam vor sich geht; es würde bei einer Mischung von reinem N und O Jahrzehnte dauern, bis sich die dem Gleichgewicht entsprechende Menge von NO gebildet hätte. Bei höheren Temperaturen geht der Vorgang wesentlich schneller vor sich, bei 1000° würde sich das Gleichgewicht schon nach Tagen, bei 2000° bereits nach Sekunden herstellen. Erhitzt man also Luft auf einige 1000 Grad, so bildet sich in ganz kurzer Zeit Stickoxyd in einer Menge von einigen Prozenten. Kühlt man nun dieses Gas langsam ab, so zerfällt sich das gebildete NO ebenso schnell wieder, wie es sich gebildet hat. Kühlt man dagegen das Gas sehr schnell ab, so gelingt es, einen beträchtlichen Anteil des gebildeten NO vor der Rückbildung in die Elemente zu bewahren und so aus dem in unendlicher Fülle vorhandenen Stickstoff-Sauerstoff-Gemisch das Stickoxyd in praktisch in Betracht kommenden Mengen zu gewinnen.

Dies sind die Grundlagen des modernen Verfahrens zur Gewinnung von Salpetersäure aus der Luft. Denn das durch hohe Erhitzung und schnelle Abkühlung gewonnene Stickoxyd braucht man nur bei gewöhnlicher Temperatur mit Luft in Berührung zu bringen, um es zu Stickstoffdioxid zu oxydieren, und läßt man diese braunen Dämpfe von Wasser absorbieren, so erhält man Salpetersäure.

Die hohe Temperatur, die wir für das Verfahren brauchen, gewährt uns der elektrische Lichtbogen. Aber der gewöhnliche Lichtbogen, wie wir ihn zur Beleuchtung verwenden, nimmt einen zu engen Raum ein, als daß man größere Luftmengen durch ihn hindurchführen und erhitzen könnte. Sämtliche Verfahren der Technik gehen darauf aus, den Lichtbogen aus einander zu ziehen, um ihn zur Durchströmung mit größeren Luftmengen geeignet zu machen. Zuerst haben das im Jahre 1904 Bradley und Lovojeoi auf mechanischem Wege zu erreichen versucht. Ihr Apparat bestand aus zwei konzentrischen, sich in entgegengesetztem Sinne drehenden Trommeln, die einen schmalen zylindrischen Zwischenraum zwischen sich ließen. An den gegenüberstehenden Wänden dieses Zwischenraumes saßen die mit den Polen einer hochgespannten Gleichstromquelle verbundenen Elektroden in Gestalt von Platinspitzen. Wenn sich zwei von ihnen bei der Drehung

berührten, so entstand zwischen ihnen der Lichtbogen und wurde durch die weitere Drehung der Trommeln auseinandergerissen, während gleichzeitig Luft durch den Raum zwischen den beiden Zylindern hindurchgeblasen wurde. Aber die Ausbeute betrug nur 3 Prozent und das Erzeugnis des Verfahrens war viel zu teuer in Folge der starken Abnutzung der Apparate, so daß der Betrieb, obwohl die ungeheuren Wasserkräfte des Niagara für das Unternehmen ausgenutzt werden sollten, doch nach kurzer Zeit wieder eingestellt werden mußte.

Eine andere Möglichkeit, einen Lichtbogen auseinander zu ziehen, beruht auf den Eigentümlichkeiten des sogenannten Hörnerblitzableiters. Einen Apparat dieser Art haben wir Ihnen hier aufgebaut. Die beiden hörnerartig gekrümmten Drähte, die isoliert einander gegenüber stehen, sind mit den beiden Polen eines Hochspannungstransformators verbunden, der sich in dem Raume unter dem Hörsaal befindet. Die Drähte gehen isoliert durch den Boden des Hörsaales hindurch. Der Transformator wird von einer im Keller des Institutes stehenden Wechselstrommaschine mit etwa 120 Volt gespeist und verwandelt diese Spannung in eine solche von etwa 30 000 Volt. Diese Spannung genügt, um eine Luftstrecke von 1 cm zu durchschlagen. Legen wir diese Wechselstromspannung an die beiden Drähte unseres Hörnerblitzableiters, so bildet sich der Lichtbogen natürlich zunächst an der Stelle des kürzesten Abstandes der beiden Drähte. Aber die starke Erhitzung der Luft erzeugt einen aufsteigenden Luftstrom, der den Bogen mit sich nach oben führt, bis er schließlich in Folge des wachsenden Abstandes der beiden Drähte so lang wird, daß ihn die Spannung nicht mehr zu unterhalten vermag. Dann reißt er ab, bildet sich aber sofort unten von Neuem. Sie sehen hier das Spiel des wandernden Lichtbogens (Tafel 2, Abb. 1). Bläst man durch diese Funkenstrecke von unten her einen Luftstrom hindurch, so wird das Tempo des Wanderns und der Neubildung des Bogens natürlich beschleunigt, und man kann auf diese Weise eine beträchtliche Luftmenge der Einwirkung des heißen Bogens aussetzen (Tafel 2, Abb. 2). Nach diesem Prinzip ist tatsächlich eine Anlage von Pauling in der Nähe von Bitterfeld ausgeführt worden. Über ihre Leistungsfähigkeit und ob sie überhaupt noch besteht, habe ich nichts Näheres erfahren können.

Ein drittes Verfahren beruht auf der Einwirkung eines magnetischen Feldes auf einen Lichtbogen. Jeder stromdurchflossene Leiter erfährt in einem magnetischen Felde einen Bewegungsantrieb, der senkrecht sowohl zur Richtung des Stromes wie zur Richtung der magnetischen Kraft erfolgt; er ist am größten, wenn der Stromleiter die magnetischen Kraftlinien senkrecht schneidet und seine Richtung hängt von der Richtung des Stromes

und der Kraftlinien ab. Kehrt der Strom z. B. seine Richtung um, so geht auch der Bewegungsantrieb in die entgegengesetzte Richtung über. Der Lichtbogen ist ein biegsamer Leiter, der diesem Bewegungsantrieb nachgeben kann. Nähert man einen Magneten einem Lichtbogen, so wird der Bogen seitlich weggedrängt, und wird der Bogen nicht von einer Gleichstrom-, sondern von einer Wechselstromquelle gespeist, so wird die eine Phase des Stromes nach der einen Seite, die andere nach der anderen Seite gedrängt und der Bogen wird in eine flache Scheibe auseinander gezogen. Man nennt die Erscheinung nach dem norwegischen Physiker Birkeland, der sie im großen für die Praxis nutzbar zu machen verstanden hat, die Birkelandsche Sonne. Ich kann sie Ihnen im kleinen zeigen. Hier haben wir zwei Bogenlampenkohlen in horizontaler Lage in etwa 1 cm Abstand von einander aufgestellt. Ich verbinde sie mit den Polen unserer Wechselstrommaschine und projiziere Ihnen den entstehenden Lichtbogen mittels dieser Linse auf den Schirm. Sie sehen das bläuliche Band des Bogens, durch den aufsteigenden Luftstrom etwas nach oben (Tafel 2, Abb. 3) im umgekehrten Bilde auf dem Schirm scheinbar nach unten gekrümmt. Hinter dem Bogen steht eine Spule mit Eisenkern. Schicke ich durch diese einen Gleichstrom, so wird der Boden nach oben und unten auseinander gezogen zu einer schönen leuchtenden Fläche (Tafel 2, Abb. 4). Birkeland und Ende haben das Verfahren in Norwegen im großen ausgeführt und damit die erste im großen Stile leistungsfähige Anlage zur Gewinnung von Salpetersäure aus Luft geschaffen. Ich zeige Ihnen einige Lichtbilder ihrer Anlage. Abb. 5 auf Tafel 3 stellt einen Birkelandschen Ofen für etwa 4000 Pferdestärken in seinem Äußeren dar, Abb. 6 im Durchschnitt. Die Öfen sind große flache Trommeln, mit feuerfesten Steinen im Innern ausgefüttert, die einen Luftraum in Form einer flachen Kreisscheibe von 2 Meter Durchmesser in ihrer Mitte enthalten. Die Eisenkerne der Elektromagnete treten von beiden Seiten her fast bis zur Mitte an diesen Luftraum heran. In ihm brennt zwischen Elektroden aus Kupferröhren, die mit Wasser gekühlt werden, in horizontaler Richtung der Bogen und wird durch die magnetische Wirkung zu einer Kreisscheibe von 2 Metern auseinander gezogen. Durch kleine Kanäle in den feuerfesten Steinen wird die Luft in den Heizraum hineingeblassen und am Rande der Scheibe wieder abgesaugt. Die heißen Gase sollen 5 Prozent Stickoxyd enthalten. Sie gelangen aus dem Heizraum zu einem Dampfkessel, in dem sie ihre Wärme bis auf 200° abgeben, werden dann in Kühlgefäßen bis auf 50° abgekühlt und schließlich in großen Absorptionstürmen mit Wasser und Luft zu Salpetersäure verwandelt. Ich bemerke übrigens nebenbei, daß derartige Absorptions-

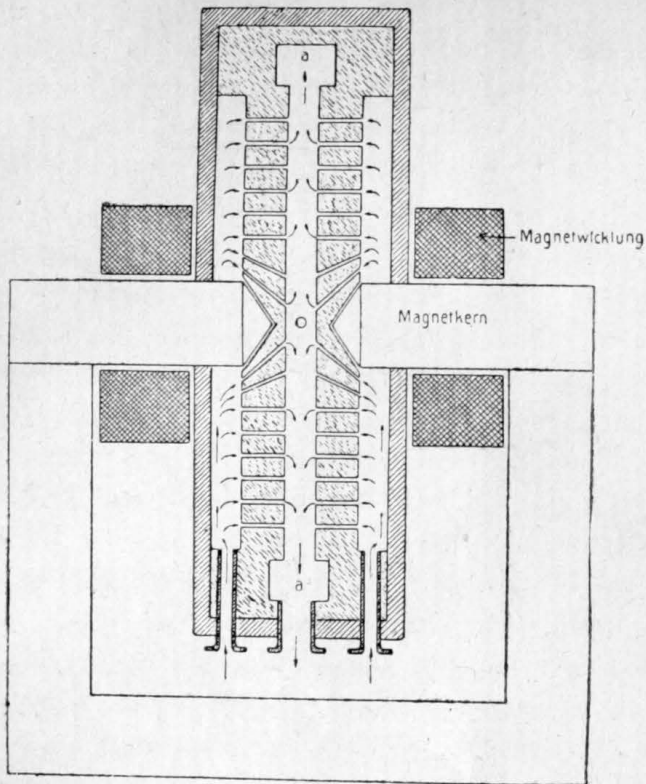


Abb. 6

Lichtbogens durch einen Luftstrom. Aber die Aufgabe ist in diesem Falle in höchst eigenartiger Weise gelöst. Der Bogen brennt nämlich in einem senkrecht stehenden Rohre, in das die Luft am unteren Rande tangential hineingeblasen wird, so daß sich in dem Rohre ein aufwärts steigender Luftwirbel entwickelt. Diese wirbelnde Bewegung der Luft bewirkt, daß der Lichtbogen mit großer Stetigkeit in der Achse des Rohres brennt, in der eine gewisse Luftverdünnung herrscht, während die kälteren und schwereren Teile des Luftstroms durch die Schwingkraft nach außen an die Wand des Rohres gedrückt werden. Ich kann Ihnen diesen Bogen und seine Wirkung vorführen mit Hilfe des schönen Demonstrationsapparates, den Sie hier aufgebaut sehen. Um den Bogen in dieser Form zu erzeugen, bedürfen wir allerdings auch wieder einer höheren Spannung, als sie unsere Wechselstrommaschine unmittelbar liefert. Sie sehen daher hier zunächst einen Transformator T (Abb. 7) aufgestellt, der uns die Spannung von 150 Volt, die wir jetzt an unserer Maschine erzeugen wollen, auf etwa 1500 Volt hinaufbringt. Das Braunsche Elektrometer E gestattet, diese Spannung zu messen, indem es mit seiner Nadel an den einen isolierten Pol der Sekundärspule des Transformators angelegt ist. Der

anlagen für die Salpetersäure aus Granit hergestellt werden, eine Tatsache, die für unser Hessenland von großer Bedeutung geworden ist; denn gerade unser Odenwälder Granit hat sich als besonders widerstandsfähig gegen Salpetersäure erwiesen, und unsere hessischen Granitwerke sind daher an dem Aufbau unserer modernen Salpetersäurefabriken mit großen Aufträgen beteiligt.

Das vierte Verfahren, das von Schönherr in der Badischen Anilin- und Sodafabrik ausgearbeitet worden ist, beruht wieder auf der Mitführung des

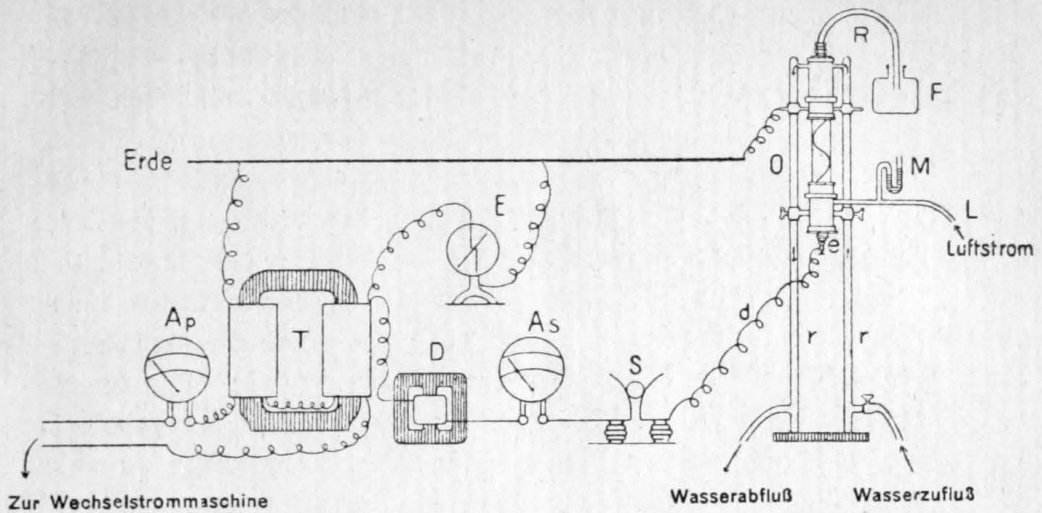


Abb. 7

andere Pol der Spule ist ebenso wie das Gehäuse des Elektrometers zur Erde abgeleitet. Das Amperemeter A_p mißt den Strom in der primären Leitung des Transformators, das Amperemeter A_s den in der sekundären Leitung. Von dem Amperemeter A_s führt der Draht d den sekundären Strom über einen Einschalter s , der die Form eines Hörnerblitzableiters hat, zu der unteren Elektrode e des Ofens O . Sie sitzt isoliert in der Achse des Ofenrohres, während die obere Elektrode mit der äußeren Wandung in Verbindung steht und mit dieser zur Erde abgeleitet ist. Um zu verhindern, daß starke Stromschwankungen, besonders beim Zünden des Lichtbogens auftreten, muß in den sekundären Kreis noch ein Widerstand oder bei Betrieb mit Wechselstrom zweckmäßiger eine Spule mit starkem Eisenkern, eine sogenannte Drosselspule, eingeschaltet werden; das ist die Spule D . Ferner müssen die obere Elektrode und die an ihr vorbeiströmenden heißen Gase gekühlt werden. Zu diesem Zweck ist die obere Elektrode von einem Mantel umgeben, durch den ein Wasserstrom hindurchgeschickt werden kann; das Wasser wird durch die den Ofen tragenden hohlen Säulen rr zu- und abgeführt. Die Luft endlich wird mit Hilfe eines von einem Elektromotor getriebenen Gebläses durch den Schlauch L dicht neben der unteren Elektrode in den Ofen eingeblasen. Das kleine Manometer M gestattet, nach dem entstehenden Überdruck die Stärke des Luftstromes einzuregulieren. Die Stickoxyd führenden Gase treten aus dem Ofen durch das Rohr R in die Flasche F , in der wir an der Entwicklung brauner Dämpfe die Wirkung des Bogens beobachten können. Es fragt sich schließlich: Wie können wir den Bogen zur Entstehung bringen? Das ist nur möglich, indem wir die beiden Elektroden mit einander in

Berührung bringen. Zu diesem Ende geht von der oberen Elektrode aus an der Innenwand des Glasrohrs ein schmales Messingband in steiler Spiralwindung bis zu dem die isolierte Elektrode tragenden unteren Teil des Ofens. An der Stelle, an der das Messingband hier mündet, befindet sich in der Wand des Ofens ein Stift, der durch eine Feder nach außen gedrückt wird. Er steht, wie das ganze Äußere des Ofens, mit der Erde in Verbindung. Wird er hineingedrückt, so berührt er die isolierte Elektrode im Ofen und beim Zurückspringen bildet sich zwischen ihm und ihr ein Lichtbogen aus. Aber der Luftstrom führt ihn sofort an dem Metallband in die Höhe, bis er die obere Elektrode erreicht hat; dann brennt er in der Achse stetig weiter. Wir schalten jetzt zunächst den primären Strom ein, nachdem wir den Wasserzufluß und die Luftzufuhr geregelt haben, legen dann die Sekundärspannung an den Ofen durch Schließen des Hörnerblygaleiters, und nun zünde ich den Ofen durch Eindrücken und Loslassen des Stiftes. Sie sehen jetzt den Lichtbogen als eine lang-

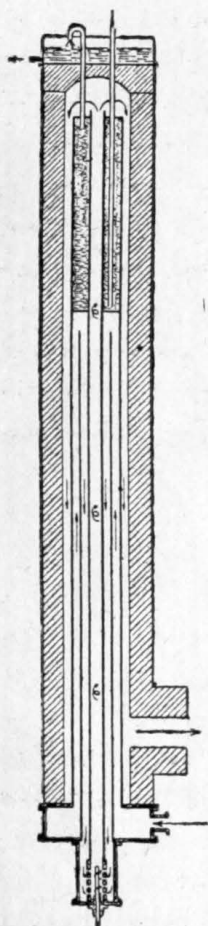


Abb. 10

gestreckte Lichtsäule in dem Rohre brennen (Tafel 3, Abb. 8) mit einer Stromstärke von 1,5 Amp., während im primären Kreise die Stromstärke 20 Amp. beträgt, und sehen zugleich, wie sich die Flasche mit braunen Dämpfen füllt. Bringen wir angefeuchtetes Lakmuspapier hinein, so sehen wir, wie es sich rot färbt, ein Zeichen dafür, daß sich Salpetersäure bildet.

Die Länge des Bogens beträgt bei unserm Versuche nur 22 cm. Stehen größere Spannungen zur Verfügung, so kann er auch größer genommen werden. Die Öfen der Praxis sind Rohre von 8 Meter Länge, in denen der Lichtbogen mit 4000 Volt Spannung brennt. Gezündet wird der Bogen in diesen Öfen genau in der gleichen Weise und ebenso leicht, wie wir es soeben an dem kurzen Demonstrationsofen gesehen haben; nur bedürfen die Öfen der Praxis nicht des spiraligen Metallbandes, weil das ganze Ofenrohr metallisch leitet; denn es besteht nicht aus Glas, sondern aus Eisen. Ich zeige Ihnen hier das Äußere eines solchen Ofens im Bilde (Tafel 3, Abb. 9) und ferner den Durchschnitt durch einen solchen Ofen in einem schematischen Bilde (Abb. 10). Sie sehen, daß der untere Teil des Ofens aus vier konzentrischen Zylindern besteht. Die unten einströmende Luft steigt in dem dritten Zylinder (von innen gerechnet) in

die Höhe, darauf in dem zweiten Zylinder nach unten, wobei sie sich an den heißen Wandungen des innersten Zylinders vorwärmt; dann tritt sie von unten her in den innersten Zylinder, den Lichtbogenkanal, ein, strömt hier durch den ganzen Ofen, wird im oberen Teil durch eine Wasserkühlvorrichtung abgekühlt und strömt dann durch den äußersten Zylinder nach unten zum Ausgang, wobei sie noch weiter ihre Wärme an die einströmende Luft abgibt. Dies Schönherr'sche Verfahren soll dem Birkelandschen noch etwas überlegen sein.

Alle diese Verfahren bedürfen großer Energiemengen und sind daher nur rentabel, wenn billige Wasserkräfte zur Verfügung stehen. Daher hat auch die Badische Anilin- und Sodafabrik ihre Salpetersäurefabriken in Norwegen unter Ausnutzung der riesigen Wasserkräfte dieses Landes angelegt. Im ganzen sind jetzt 200 000 Pferdestärken in Norwegen elektrisch installiert zur Gewinnung von Salpetersäure oder salpetersaurem Kalk. Aber die Badische hat ihr Verfahren schon vor dem Kriege an Norwegen abgetreten und hat an seine Stelle ein ganz anderes gesetzt, bei dem die billigen Wasserkräfte nicht erforderlich sind, das daher auch bei uns in Deutschland ausgeführt werden kann. Es ist das Verfahren der Gewinnung der Salpetersäure aus dem Ammoniak und der Gewinnung des Ammoniaks auf dem von Haber und Bosch erfundenen synthetischen Wege. Während die Norweger noch heute viele Millionen nach den beschriebenen physikalischen Methoden verdienen, arbeitet bei uns das neue Verfahren mit dem größten Erfolge und hat für uns jetzt im Kriege eine kaum zu ermessende Bedeutung dadurch gewonnen, daß es uns vom Auslande unabhängig gemacht hat. Aber dies Verfahren ist rein chemischer Natur und ich will daher seine nähere Erörterung meinem chemischen Kollegen Herrn Geheimrat Elbs überlassen.

2) Vortrag von Professor Elbs.

Sehr geehrte Herren!

Bei der vorgerückten Zeit stehen mir nur noch einige Minuten zur Verfügung, und ich muß mich deshalb auf das Allerwichtigste beschränken. Die Oxydation von Ammoniak durch Luft zu Stickoxyden und Salpetersäure unter Benutzung von Platin als Katalysator war schon seit einer Reihe von Jahren bekannt, ohne größere technische Bedeutung zu erlangen. Diese erhielt das Verfahren erst während des Krieges, wo der Bedarf an Sal-

petersäure ungeheuer gesteigert wurde, während gleichzeitig uns die Zufuhr von Chilesalpeter gesperrt und das vorhin erläuterte Luftsalpetersäureverfahren wegen der dafür erforderlichen gewaltigen Mengen an elektrischer Energie nur beschränkt für uns benutzbar war. Die für die Salpetersäuredarstellung aus Ammoniak erforderlichen großen Mengen dieses Stoffes entstammen zwei Quellen, nämlich der schon lange ausgenützten als Nebenprodukt bei der trockenen Destillation der Steinkohlen in Gasfabriken und Kokereien und dem neuen Haber'schen Aufbau von Ammoniak aus seinen Elementen Stickstoff und Wasserstoff, einer Quelle, die heute eine überragende Bedeutung gewonnen hat. Wissenschaftlich durch Professor Haber in Karlsruhe und technisch durch Dr. Bosch in der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. ausgearbeitet, kann uns dieses Verfahren unbegrenzte Mengen von Ammoniak aus leicht erhältlichem Wasserstoff und Luftstickstoff liefern, ohne große Mengen an Energie zu verbrauchen. Die Umwandlung des Ammoniaks in Salpetersäure erfordert nur Luftsaauerstoff und geht mit Platin als Katalysator ohne Aufwand von elektrischer oder Wärme-Energie mit sehr guter, über 90 % der theoretischen Menge erreichender Ausbeute vor sich; 1 Kilo Ammoniak liefert über 3 Kilo reine Salpetersäure. Der kleine Apparat aus Glas, den ich jetzt in Betrieb setze, zeigt, wie ein ammoniakhaltiger Luftstrom, der über erhitzten Platinasbest streicht, sich in Stickoxyde und Salpetersäure verwandelt; die Stickoxyde sind kenntlich an der braungelben Färbung der Gase in der ersten Waschflasche, die Salpetersäure an der sauren Reaktion, welche das in der zweiten Waschflasche vorgelegte Wasser annimmt. Durch die Verbindung dieser Verfahren: Aufbau des Ammoniaks aus Wasserstoff und Luftstickstoff und dann Umwandlung des Ammoniaks durch Luftsaauerstoff in Salpetersäure und Wasser sind wir trotz Absperrung von überseeischer Zufuhr aller Sorgen für die Beschaffung der zur Munitions- und Sprengstoffherstellung unentbehrlichen Salpetersäure enthoben. Es ist überdies wahrscheinlich, daß wir in kommenden Friedenszeiten auf die Einfuhr von Salpeter verzichten können, weil die beiden neuen Wege zur Gewinnung von Salpetersäure, nämlich das eben beschriebene Verfahren aus Ammoniak und Luftsaauerstoff und das früher veranschaulichte aus Luft und Wasser im elektrischen Lichtbogen, unseren ganzen Bedarf decken werden, so daß die 120 bis 150 Millionen Mark, die wir jährlich für Salpeterimport bezahlt haben, im Lande verbleiben können.

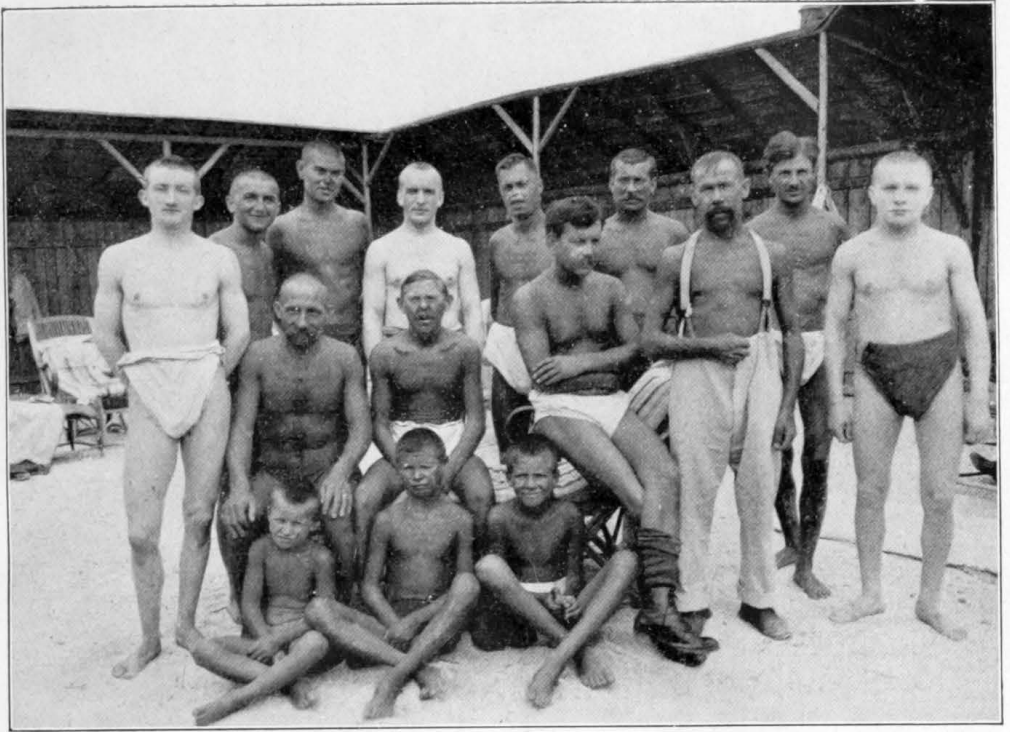


Abb. 1

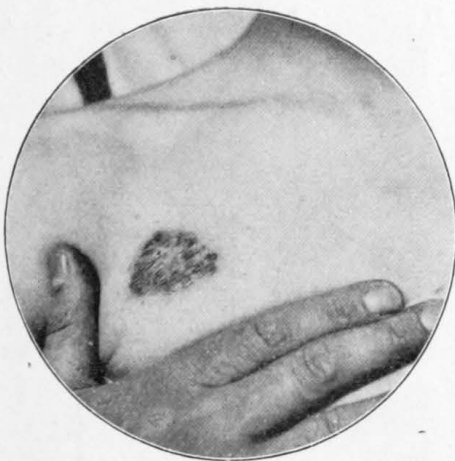


Abb. 2



Abb. 3

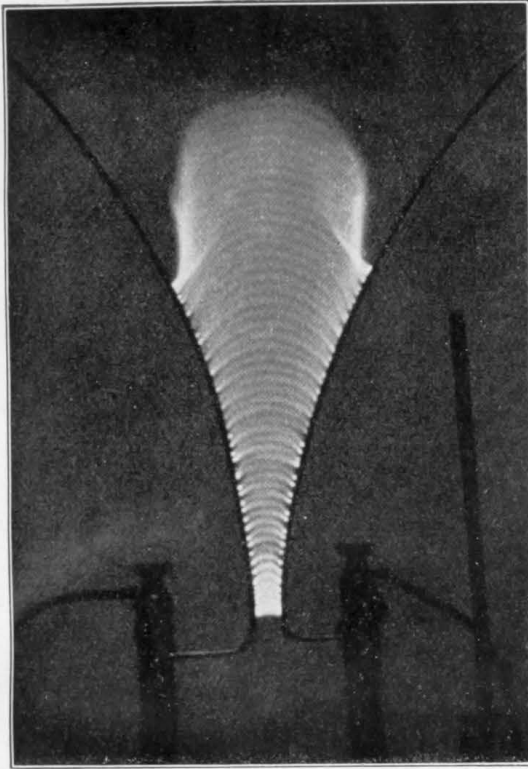


Abb. 1

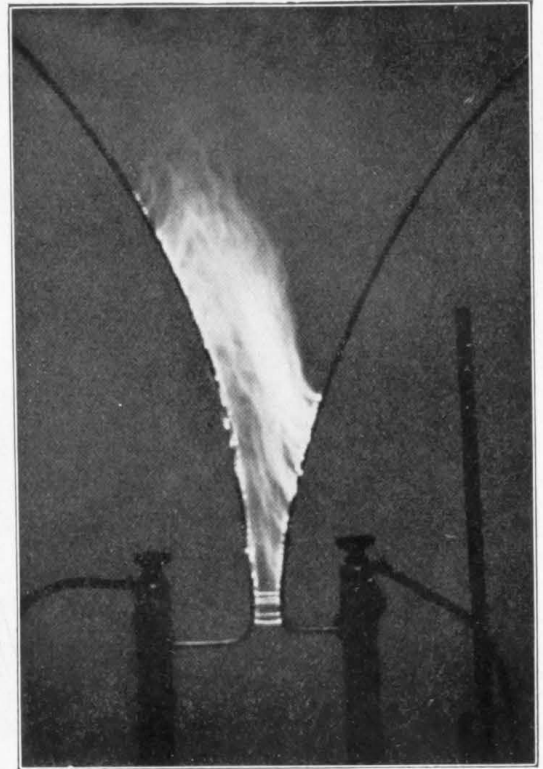


Abb. 2

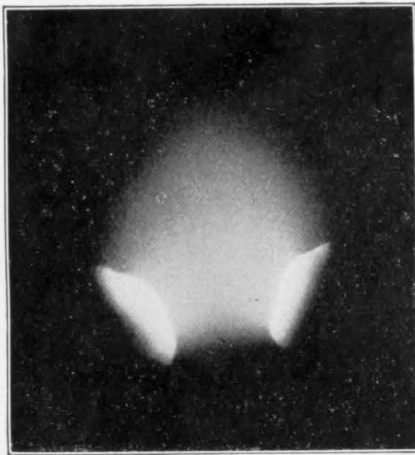


Abb. 3



Abb. 4

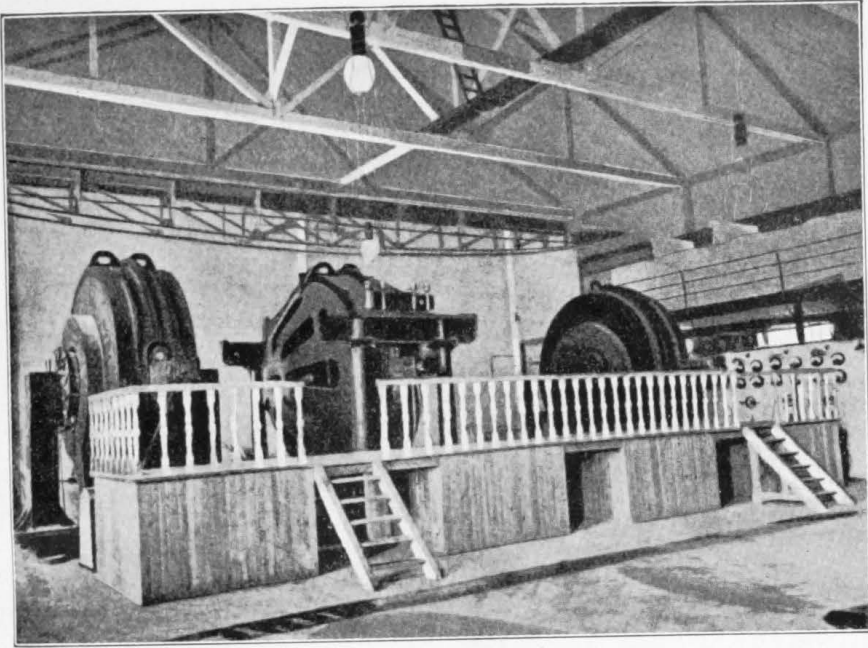


Abb. 5

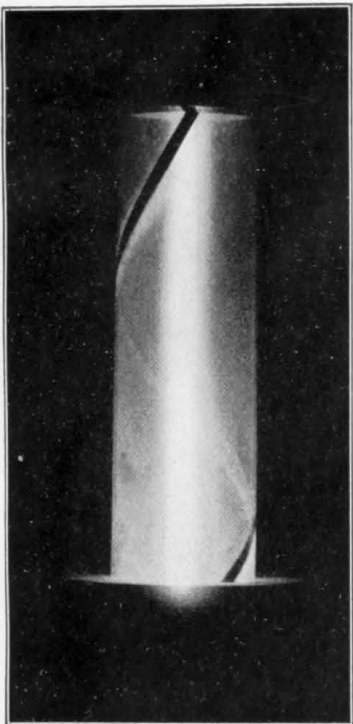


Abb 8

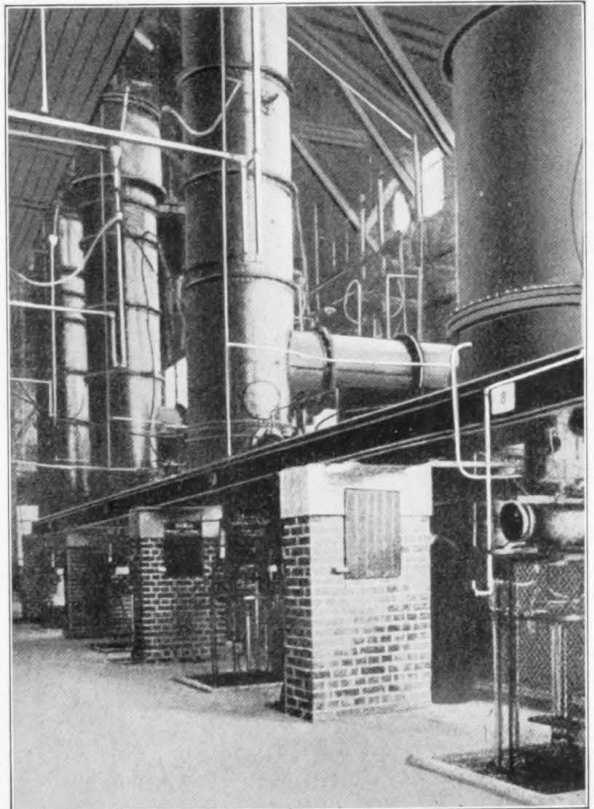


Abb. 9

1918/19

Nachrichten
der
Gießener Hochschulgesellschaft

1. Jahrgang
2. Heft

Gießen 1918.

Inhalt.

	Seite
G. Roloff: Grundzüge der modernen Kolonisation . . .	21 — 35
G. Briefs: Die soziale Bewegung im modernen England	36 — 48

Auszug aus den Satzungen der Gießener Hochschulgesellschaft.

§ 1. Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft) ist ein eingetragener Verein und hat ihren Sitz in Gießen.

§ 2. Zweck der Gesellschaft ist:

1. Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben,
2. Verbreitung wissenschaftlicher Bildung,
3. Förderung der Universität Gießen.

§ 3. Die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke werden gewonnen:

1. durch die Beiträge der Mitglieder,
2. durch Schenkungen und Vermächtnisse.

Wer der Gesellschaft größere Spenden zuweist, kann verfügen, daß sie ganz oder teilweise für bestimmte Einzelzwecke verwandt werden.

§ 4. Die Mitgliedschaft wird erworben durch Beitrittserklärung und deren Annahme durch den Vorstand.

§ 5. Die Mitglieder sind ordentliche und außerordentliche. Als außerordentliche Mitglieder werden nur Einzelpersonen aufgenommen.

Die ordentlichen Mitglieder bezahlen entweder einen einmaligen Beitrag von mindestens tausend Mark oder einen jährlichen Beitrag von mindestens fünfzig Mark.

Die außerordentlichen Mitglieder bezahlen entweder einen einmaligen Beitrag von mindestens hundert Mark oder einen jährlichen Beitrag von mindestens fünf Mark.

Die Mitglieder erhalten unentgeltlich die Veröffentlichungen der Gesellschaft.

Die Geschäftsstelle der Gießener Hochschulgesellschaft befindet sich in Gießen, Lonnstraße 7 (Handelskammer-Gebäude).



Grundzüge der modernen Kolonisation.

Vortrag gehalten am 28. Mai 1918 in der Gießener Hochschulgesellschaft von Professor Dr. **Gustav Koloff**.

Unsere moderne Zeit ist nicht selten das kolonialpolitische Zeitalter genannt worden. Oft kann man hören, daß die Kolonisation, das Hinausstreben der europäischen Völker über das angestammte Gebiet, die Eroberung und Erschließung fremder, auf niedrigerer Kulturstufe stehender Länder zum Nutzen der eigenen Nation, die Gründung von Tochternationen auf fernem Boden unser Leben vornehmlich bestimmt und von stärkerem Einfluß auf alle Verhältnisse sei als in anderen Epochen der Weltgeschichte. „Das Volk, welches am meisten kolonisiert, ist das erste Volk“, sagen übereinstimmend Kolonialpolitiker aller Nationen. Bei schärferem Hinsehen freilich findet man ähnliche Vorgänge in allen Zeiten, soweit unsere historische Kenntnis überhaupt reicht; in allen Weltteilen hat im Laufe der Zeiten ein starker Wechsel innerhalb der Einwohnerschaft stattgefunden, so daß ein französischer Forscher sogar den Satz gewagt hat, die ganze Weltgeschichte bestehe überhaupt nur in Wanderungen der Nationen von einem Wohnsitz zum andern, um bessere Wohnplätze zu finden. Landhunger wäre hiernach also die Triebfeder nicht nur der Kolonisation sondern allen geschichtlichen Lebens überhaupt. Aber diese grob materialistische Auffassung trifft hier so wenig wie bei anderen Problemen das Richtige. Man denke z. B. nur an die Kolonisation der Wendeländer im 10. Jahrhundert: Niedersachsen und Thüringer, die über die Elbe gingen, hatten zu Hause freies Gebiet genug, und was sie drüben fanden, war gewiß nicht besser als ihre Stammesitze. Und die überseeische Kolonisation der europäischen Völker vom 14. bis 17. Jahrhundert würde sich vollends mit jenem Satz nicht erklären lassen, denn in dieser Zeit sind

Die hier angedeuteten Gedanken sind weiter ausgeführt worden in meinem Buche „Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas“, Heilbronn 1913.

zwar riesige Länderstrecken in Asien, Amerika oder Afrika von Europäern in Besitz genommen worden, Einwanderungen haben aber nur in ganz geringem Maße stattgefunden. Nur wenig Zehntausende Weißer wohnten um 1600 im spanischen und portugiesischen Amerika, viele der Hinüberziehenden rechneten mit einer baldigen Heimkehr, und der Masse der Nationen lag eine Abwanderung ganz fern.

Die moderne Kolonisation, die mit der Entdeckung Amerikas oder des Seewegs nach Ostindien ihren Anfang nimmt, muß also anderen Ursachen entsprungen sein — tatsächlich haben mehrere historisch bedingte Ereignisse zusammengewirkt.

Der Schauplatz der europäischen Geschichte hatte in den ersten Jahrhunderten der Epoche, die wir das Mittelalter zu nennen gewöhnt sind, eine große Einschränkung erfahren. Während im Altertum von Griechenland und dem Römerreiche aus eine mächtige Expansion nach Asien und Afrika getrieben und eine teils direkte, teils mittelbare Verbindung mit Indien und China angeknüpft worden war, gingen seit dem 7. christlichen Jahrhundert mit dem Aufkommen des Islam die von Europäern eroberten und besiedelten Teile Afrikas und Asiens allmählich verloren, ja die afrikanischen und asiatischen Muhamedaner drängten im Westen Europas auf der Pyrenäischen Halbinsel bis zum Ebro vor, und im Osten setzten sie sich auf der Balkanhalbinsel fest. Europa, das so lange nach jenen Weltteilen hinübergegriffen hatte, war nun auf eine mühsame Verteidigung beschränkt. Damit war der direkte Verkehr mit den orientalischen Kulturländern aufgehoben; der europäische Kaufmann ging nicht mehr selbst durch das Rote Meer oder auf dem Landwege über Syrien nach Persien oder Indien, sondern er fuhr nur bis an die ägyptischen oder syrischen Küsten und nahm hier von dem muhamedanischen Händler die orientalischen Gewürze und sonstigen Waren in Empfang, die man in Europa brauchte, und lieferte dafür Eisen, Holz und andere Dinge ab.

Aus der Notwendigkeit, sich gegen die andringenden Muhamedaner zu verteidigen und aus dem Bestreben jene Handelsperre zu durchbrechen und in den Verkehr mit den orientalischen Produktionsländern zu kommen, ist die moderne Kolonisation entstanden, und sie ist dort entstanden, wo diese Triebe am stärksten wirkten. Das geschah auf der Pyrenäischen Halbinsel. Hier standen sich Christen und Muhamedaner seit dem 8. Jahrhundert in beständigem Kampf gegenüber, und allmählich gelang es den Christen, ihre arabischen Feinde Schritt für Schritt zurückzudrängen und selbständige Staaten zu errichten, vornehmlich Portugal, Kastilien und

Arragon, die später zu Spanien zusammenwuchsen. Während diese Reiche allmählich ihr Gebiet nach Süden vergrößerten, trat in ihnen von selbst der Wunsch auf, die Araber nicht nur von europäischem Boden zu vertreiben, sondern auch jenseits des Mittelmeeres, in Nordafrika, Eroberungen zu machen: das erforderte einmal das politische Interesse, denn die Mauren in Afrika hatten stets ihre Glaubensgenossen in Granada und Cordoba unterstützt, und es war zu erwarten, daß man nie Ruhe haben werde, wenn man die muhamedanischen Stämme in Afrika nicht unschädlich mache. Sodann erschien das Hinübergreifen nach dem anderen Erdteil als kirchliche Pflicht, denn der Kampf gegen die Araber war zugleich ein Glaubenskampf: jeder Schritt vorwärts gewann dem Christentum neuen Boden, und diese Verbindung von kirchlichem und nationalem Enthusiasmus hat den Spaniern und Portugiesen die nachhaltige Energie verliehen, Jahrhunderte lang den schweren Kampf siegreich durchzuführen. Endlich trieb zur Eroberung Afrikas das kommerzielle Interesse: ein lebhafter Verkehr mit den reichen Kulturländern des Mittelmeers war nicht möglich, wenn man nicht die Seeräuber von Algier und Tunis bändigte.

Portugal konnte diese überseeischen Aufgaben zuerst ergreifen; seit dem Jahre 1300 etwa erschienen seine Flotten an der afrikanischen Küste, und aus diesen Kämpfen entwickelte sich im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts die Idee, weiter nach Süden vorzudringen, das ganze Maurenggebiet zu erobern und für das Christentum zu gewinnen. Und bei weiterem Vordringen an der Westküste Afrikas ergaben sich andere Hoffnungen: man plante, um Afrika herumzufahren, nach Indien zu gelangen und dort die in Europa so begehrten und teuer bezahlten Waren direkt vom Produzenten einzuhandeln: dann konnte Portugal der erste und reichste Handelsstaat Europas werden. Wie so oft bei großen Entwürfen dachte man sich die Ausführung der Pläne leichter als sie war: man unterschätzte z. B. die Ausdehnung Afrikas bedeutend und rechnete für die Kämpfe gegen Heiden und Muhamedaner auf die Hilfe christlicher Negerreiche in Zentralafrika, von denen das ganze Mittelalter hindurch Sagen von Mund zu Mund gingen. Aber schließlich wurden alle Enttäuschungen und Hindernisse überwunden; wie bekannt wurde 1498 durch Vasco da Gama der Seeweg nach Ostindien gefunden und Portugal in der Tat zur ersten Handelsmacht Europas erhoben.

Man sieht schon hieraus: nicht Landhunger, sondern andere Ursachen haben zur portugiesischen Expansion geführt, religiöse, politische und wirtschaftliche Ideen; es ist die Tradition der portugiesischen Geschichte, die sich

geltend macht, und innerhalb dieser Tradition ist das stärkste Moment gewiß nicht das materielle, das kommerzielle, sondern die beiden andern. Diese werden in der gleichzeitigen Literatur am stärksten betont, das materielle tritt erst allmählich hinzu. Dem großen portugiesischen Dichter, der die Entdeckerzeit verherrlicht, ist das Höchste, daß die glaubensstarken Herrscher so viele lasterhafte Heidenstaaten vernichten und die Kreuzesreligion in Asien ausbreiten. Die Sehnsucht nach neuem Siedlungsland vollends hat gar keine Rolle gespielt; portugiesische Auswanderer gab es wenig, in Indien wurden als einzige Siedlungen nur Handelsstationen, militärische und kirchliche Niederlassungen begründet, auch Brasilien, das zum Anbau lockte, erhielt eine spärliche Einwanderung.

Da große Ansiedlungen nicht möglich waren, so dachte man auch nicht an intensive eigne Arbeit in den neuen Besitzungen, weder an industrielle noch landwirtschaftliche: man trieb vielmehr eine rein kommerzielle Tätigkeit. Man begnügte sich, die vorgefundenen Produkte der Eingeborenen einzuhandeln und nach Europa zu verfrachten. Diese Einseitigkeit bildete die Schwäche des portugiesischen Kolonialbetriebes und führte, wie hier nicht näher dargelegt werden kann, allmählich zur Überwucherung der kaufmännischen Gesichtspunkte auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens; man gewöhnte sich durch Monopolisierung des indischen Handels an relativ sicheren und leichten, Handelsgewinn, und hierunter litt die wirtschaftliche Initiative und Leistungsfähigkeit. Das Gewinnen und Genießen wurde stärker als das Arbeiten und Schaffen betont; Ackerbau und Gewerbe wurden im Geschäftsleben vernachlässigt, in der Staatsverwaltung trat der Gedanke der Pflicht zurück. Daher konnte die portugiesische Kolonisation zwar binnen kurzer Zeit eine hohe materielle Blüte herbeiführen, aber sie war nicht von Dauer und sofort zum Tode verurteilt, sobald andere Nationen mit größeren materiellen Mitteln und besseren moralischen Grundlagen gegen sie auftraten. Nur eine energische Zusammenfassung aller nationalen Kräfte durch eine tüchtige Staatsverwaltung hätte den Portugiesen eine dauernde Leistungsfähigkeit gewähren können, aber gerade daran fehlte es: der materialistische Charakter ihrer überseeischen Politik war vielmehr darauf zugeschnitten, die Nation einer solchen Anspannung zu entfremden. Das ideale Element, das in ihr wirksam war, der Missionsgedanke, war zu schwach, diesen Kräften der Erschlaffung Widerpart zu halten, zumal er selbst bald verknocherte und besonders in den Händen der Jesuiten nicht zur Vertiefung, sondern zur Veräußerlichung des Christentums führte.

Außerlich anders geartet war die überseeische Tätigkeit der Nachbarn der Portugiesen, der Spanier, die 1^{1/2} Jahrhunderte später als jene das Weltmeer zu befahren begannen. Sie wurden aus ganz derselben Verkettung von Motiven zur Expansion in unbekannte Länder gedrängt, nur daß sie das Wunderland nicht um Afrika herum, sondern durch die direkte Westfahrt zu erreichen suchten, wozu ihnen die durch Columbus in Spanien vertretene gelehrte Spekulation der Italiener den Weg gewiesen hatte. Wenn die Portugiesen in den asiatischen alten Kulturländern sogleich den gewinnreichsten Handel treiben konnten, so war das den Spaniern in Amerika verjagt, denn hier fanden sie zuerst arme und dünn bevölkerte Gebiete, die weder Gewürze noch künstliche Gewebe darboten; man hätte vielmehr alles zum Handel Notwendige erst selbst erzeugen müssen. In der Tat haben die Spanier Ansätze zu einer solchen fruchtbringenden Tätigkeit durch Anpflanzung von Zuckerrohr, Baumwolle und dergleichen gemacht, aber diese Arbeit vernachlässigt, sobald sie in den entwickelteren Ländern Südamerikas auf Gold und Silber stießen. Jetzt suchten sie möglichst große Mengen Edelmetalle zu gewinnen, in der Hoffnung, damit über alle Güter dieser Welt verfügen zu können. Diese Möglichkeit, bar Geld ohne entsprechende eigene Arbeit zu gewinnen, ist den Spaniern ebenso verhängnisvoll geworden, wie der leichten Gewinn bringende indische Handel den Portugiesen. Denn im Besitze der Silbermassen Perus verschmähten es die Spanier, ihre eigne nationale Wirtschaft zu entwickeln; sie fanden es bequemer, Getreide, Schiffe, Geschütze und Kleider von den Niederländern, Engländern und Italienern einzukaufen, als diese Dinge selbst zu fabrizieren. Die Geldströme, die sich alljährlich von Amerika nach Europa ergossen, dienten daher nur in geringem Grade zur Errichtung spanischer Unternehmungen und zur Vermehrung der heimischen Arbeitsgelegenheit, sie wurden vielmehr schnell ins Ausland weiter geleitet, um alle Gegenstände des täglichen Bedarfs wie des Luxus zu bezahlen. Vorübergehend hatte allerdings Spanien große Vorteile von diesem Zustrom der überseeischen Edelmetalle, aber bald machten sich die Schattenseiten des Mangels an eigner fruchtbarer Arbeit geltend: man wurde abhängig von den Ausländern, und wenn die Ausbeute in den Silbergruben einmal nachließ oder irgend welche Störungen die Zufuhr verzögerten oder verminderten, dann trat in Spanien Mangel an jenen Dingen ein, und man mußte drückende Schulden machen, um das Ausland zur weiteren Lieferung zu bewegen. So wurde Spanien, der Besitzer der zahlreichsten Länder der Welt, allmählich der Schuldner Eu-

ropas. Es war Spaniens Verhängnis, daß seine politische Vergangenheit mit dieser unwirtschaftlichen Verwertung der neu erschlossenen Länder durchaus zusammenstimmt. Denn die spanische Tradition war im wesentlichen kriegerisch. In der Befreiung des Heimatlandes von den muhamedanischen Eroberern sah die kastilische Nation, der Kern des spanischen Reiches, ihre Aufgabe, und als diese gelöst war, hielt sie sich zur Verteidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens, unter dessen Zeichen sie die islamitische Herrschaft abgeschüttelt hatte, verpflichtet. Bekämpfung des Protestantismus in Europa wurde daher im 16. Jahrhundert ihr Hauptziel. Kriegerium und Priestertum sind also in der spanischen Tradition eng miteinander verflochten, und diese beiden Größen, so gewaltiger Leistungen sie fähig sind, haben in ökonomischer Umsicht und der Pflege der wirtschaftlichen Tätigkeit nie ihre starke Seite gehabt. Die gewerbliche Arbeit galt neben dem Dienst in Heer und Kirche für verachtet, konnte also große Anziehungskraft nicht ausüben. Bei dieser Geringschätzung der schaffenden Arbeit in der Heimat haben die Spanier auch wenig getan, in dem unermeßlichen Lande jenseits der Meere neue Rohstoffe für die Industrie zu schaffen: es fehlten ja in der Heimat die Hände, sie zu verarbeiten. Und diese Geringschätzung der Arbeit hat auch dem besten Kapitel der spanischen Kolonialpolitik, der Eingeborenenpolitik, ihren Fluch aufgedrückt. Da sie selbst den Wert der Arbeit nicht erkannt hatten, waren weder Staat noch Kirche in der Lage, die neu gewonnenen Untertanen drüben zu intensiver Tätigkeit anzuleiten. Beide Faktoren haben sich eifrig um das Seelenheil der Indianer durch Bekehrung bemüht, beide haben, eben um Seelen gewinnen zu können, auch verhindert, daß die Kolonisten in ihrer natürlichen Selbstsucht die Eingeborenen ausrotteten oder zu willkürlicher Fronarbeit heranzogen: aber auf eine höhere Stufe der Gesittung vermochten sie die Indianer nicht zu heben, da ihr Erziehungssystem in einer engen, wenn auch wohlwollenden patriarchalischen Bevormundung bestand und nicht auf geistige Förderung, sondern auf Unterdrückung der Initiative hinauslief. Wo die Vormundschaft aufhörte, zog rasch die Barbarei wieder ein. Die Eingeborenen der heutigen süd- und mittelamerikanischen Republiken bilden gewiß keine Empfehlung für das spanische Kolonialsystem.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß die Entdecker der fernen Länder auch die einzigen Besitzer und Benutzer zu bleiben und allen fremden Nationen den Zutritt zu verwehren strebten. Ebenso begreiflich ist es aber, daß die übrigen Europäer Anteil an dem Handel Indiens und

dem Silber Amerikas verlangten, und das daraus die erbittertsten Kämpfe entstanden. Niederländer, Engländer und Franzosen haben bald das Monopol der Portugiesen und Spanier durchbrochen und mit dem Eindringen dieser nördlichen Völker traten auch neue Gesichtspunkte auf. Es sind die Engländer, denen die Geschichte der Kolonisation einen entscheidenden Fortschritt verdankt.

Beim Beginn ihrer überseeischen Laufbahn vertreten die Engländer dieselben Ideen, wie ihre pyrenäischen Vorgänger: sie wollten sich mit Hilfe der vorgefundenen Gegenstände unmittelbar bereichern. Aber im Laufe des 16. Jahrhunderts kam eine tiefere Auffassung zur Geltung. Die Überzeugung drang durch, daß der Handel mit Indien und Südamerika bei der Feindschaft der augenblicklichen Besitzer große Schwierigkeiten biete, man faßte daher den Entschluß, die bisher kaum besuchten Küsten Nordamerikas zu erkunden und systematisch auszubeuten. Man machte sich dabei sogleich klar, daß auf diesem unwirtlichen und von einer rohen Bevölkerung bewohnten Kontinent wenig zum sofortigen Handel geeignete Dinge vorhanden seien, daß man sie also selbst erst schaffen müsse. Aber gerade das wollte man und erwartete den größten Nutzen davon. Die Befürworter der nordamerikanischen Expansion, der Geograph Hakluyt und der Philosoph Bacon von Verulam führten aus, zur Ausbeutung des amerikanischen Festlandes brauche man dauernde Ansiedlungen, und diese würden in doppelter Weise dem Mutterlande Nutzen bringen: einerseits als Produzenten von Rohstoffen aller Art, die man zu Hause gar nicht oder nur in ungenügender Menge erzeugen könne, wie Öl, Seide, Holz, Färbemittel und dergleichen, andererseits als Käufer von englischen Industriewaren, vor allen Dingen von ackerbaulichen Gerätschaften. Außerdem werde durch den steigenden Verkehr mit dem sich drüben bildenden Neuengland die Schifffahrt vermehrt werden, also die Schiffsbauindustrie großen Nutzen haben. Daher sollten in den künftigen Ansiedlungen möglichst viele Häfen angelegt werden, damit der Verkehr mit dem Mutterlande erleichtert werde. Endlich, sagten sie, werde die Wehrkraft der Nation steigen: denn in der Flotte liege ihre Stärke, je mehr aber die Handelsflotte wachse, desto kräftiger werde sich auch die Marine entwickeln und die Sicherheit der Inseln garantieren können. Man verhehlte sich nicht, daß eine derartige Kolonialpolitik nicht von heute auf morgen, sondern — wie eine Waldanlage — erst nach Jahrzehnten Frucht bringen könne. Also nicht einen unmittelbaren Gewinn durch Handel mit fremden Erzeugnissen oder durch Erlangung von Edelmetallen, sondern mittelbare Förderung des

heimischen Wohlstandes strebte diese Anschauung an. Sie war prinzipiell etwas ganz neues, denn keine der anderen Nationen hatte ihre Expansion mit dieser Notwendigkeit begründet. Und zwar waren die Engländer über das Vorbild der Spanier und Portugiesen hinausgekommen durch eine andere Einschätzung der produktiven Arbeit. Sie wollten die Rohstoffe drüben nach Kräften entwickeln, um möglichst viele nach England zu ziehen: man hatte das Vertrauen zu seinem Fleiß und seiner Geschicklichkeit sie verarbeiten und die Waren nutzbringend verwenden zu können. Reich und mächtig werden wollte man durch die Kolonien wie die Portugiesen und Spanier, aber man wollte sich diese Werte nicht erkaufen oder erhandeln, sondern erarbeiten. Auf welcher Seite die größere moralische Kraft und damit die Zukunft lag, braucht nicht mehr erwiesen zu werden: die englischen Besitzungen bedeckten sich mit blühenden Ansiedlungen, von Jahr zu Jahr stieg der englische Handel und Reichtum, die Nation wuchs an Zahl und Selbstbewußtsein und war stets in der Lage, gelegentliche Rückschläge zu überwinden, während die spanische Macht nach einer kurzen Blüte unaufhaltsam niederging.

Es ist selbstverständlich, daß diese Gedanken nicht auf England beschränkt blieben, sondern sich auch in den anderen Ländern durchsetzten. In Holland und Frankreich hatte man ungefähr gleichzeitig den Wert von dauernden arbeitenden Niederlassungen in der überseeischen Welt erkannt, aber das Verdienst der Engländer ist, daß sie diese Vorstellungen zum ersten Male und am tiefsten ergriffen, in ein System gebracht, mit der Gesamtpolitik verbunden und in großem Maßstabe durchgeführt haben. Es ist daher im tiefsten Grunde nicht unberechtigt, daß in dem großen Kampf um die überseeische Welt während des 17. und 18. Jahrhunderts England infolge einer Verbindung der verschiedensten inneren und äußeren Ursachen am besten abgeschnitten hat und beim Abschluß dieser Epoche im Jahre 1815 als die einzige wirkliche Kolonialmacht übrig geblieben ist.

Das letzte Ziel der Kolonialpolitik aller Völker war Vergrößerung der nationalen Macht, um die politischen Aufgaben, die man sich stellte, besser durchführen zu können. Dieses Ziel bestimmte auch das Verhältnis zwischen Kolonien und Mutterland. Die Kolonien wurden schlechthin als Ausbeutungsobjekte betrachtet; dem Wohle des Mutterlandes sollten sie dienen, ihr eigenes stand in zweiter Linie. So sollten sie allein mit dem Mutterlande Handel treiben, Industrie sollte es grundsätzlich in den Kolonien überhaupt nicht geben, damit der heimischen keine Konkurrenz entstehe, auch eigne Schifffahrt sollten sie in der Regel nicht pflegen, sondern

ganz von der mutterländischen abhängen. Von eigener Politik nach außen war selbstverständlich keine Rede, oft wie in den französischen und in vielen englischen hatten sie auch im Innern keine Selbstverwaltung, sondern standen unter strenger Vormundschaft durch das Mutterland. Es ist kein Wunder, daß diese Ansprüche zu endlosen Schwierigkeiten Anlaß gegeben haben und in dieser Strenge nie haben durchgeführt werden können. Aber eine starke Einschränkung der wirtschaftlichen Tätigkeit hat doch stattgefunden, und je bevölkerter und kräftiger die Kolonien wurden, desto lebendiger setzten sie sich gegen das egoistische Mutterland zur Wehr. Man weiß, daß wegen dieser wirtschaftlichen und politischen Gegensätze sich am Schluß des 18. Jahrhunderts die stärksten englischen Ansiedlungen losgerissen haben, und daß die meisten spanischen und portugiesischen Kolonien diesem Beispiel gefolgt sind. Auch bei diesen Unfällen bewahrte sich die Überlegenheit der englischen Kolonialpolitik über die spanisch-portugiesische: die englischen Pflanzungen blieben auch nach der politischen Trennung wirtschaftlich und geistig eng mit dem Mutterlande verbunden, weil ihnen der Verkehr mit ihm zur Lebensnotwendigkeit geworden war. Was sie an europäischen Waren brauchten, kauften sie wie bisher meist von England, weil sie es nirgends besser und billiger erhalten konnten, und ebenso blieb England ihr Hauptabnehmer für ihre Rohstoffe. Nach der Losreißung der amerikanischen Siedlungen hat sich sogar der Handel zwischen England und Amerika binnen wenigen Jahren vervielfacht, weil jetzt, nachdem die wirtschaftlichen Fesseln gesprengt waren, Amerika in Produktion und Konsumtion leistungsfähiger wurde. Ökonomisch hat die Metropole also gewiß nur Nutzen von der Entlastung der unlenksam gewordenen Tochter gehabt. Ganz anders sah es auf der spanischen Seite aus. Weil die spanischen Kolonien vom Mutterlande nur wenig haben beziehen können, vielmehr das meiste ihrer Bedürfnisse vom Auslande erhalten hatten, so konnte sich die Tradition des Verkehrs nicht geltend machen, und die freigewordenen Kolonien trugen nicht mehr zur Befruchtung des Wirtschaftslebens in Spanien bei. Andere Nationen, die den Mittel- und Südamerikanern das lieferten, was ihnen Spanien nicht bieten konnte, ernteten die Früchte der von Spanien vor Jahrhunderten gepflanzten Keime.

Die Losreißung Nordamerikas hat dem geltenden Kolonialsystem den Todesstoß versetzt; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind schrittweise die alten beschränkenden Gesetze abgeschafft und die Kolonien als gleichberechtigt mit dem Mutterlande behandelt worden. Den Anfang mit dem neuen kolonialpolitischen Geiste hat wiederum England gemacht. Es

ging zum Freihandel mit den Kolonien über, gewährte ihnen im allgemeinen Selbstverwaltung und gestattete sogar den entwickelteren, Handelsverträge mit dem Auslande abzuschließen, verzichtete also auf jede privilegierte Stellung im Verkehr mit seinen Tochterstaaten. Nun wiederholte sich daselbe Schauspiel wie nach dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege: je mehr die Kolonien infolge ihrer Selbständigkeit erstarkten, desto mehr kam das ihrem besten Kunden, dem Mutterlande, zu gute. Immer höher stieg der Handel im britischen Weltreiche, immer neue Millionen und Milliarden wurden in den Kolonien angelegt und brachten ungeheure Zinssummen in die Heimat, immer stärkeren Nutzen zog die englische Flagge aus dem kolonialen Verkehr, und stetig wuchsen die Summen, die die englischen Beamten und Angestellten aller Art in der Verwaltung der Kolonien verdienten und der Heimat zuführten. Das britische Kolonialreich des 19. und 20. Jahrhunderts bietet so ein ganz anderes Bild als das des 17. und 18.: früher ein Konglomerat von äußerlich unzusammenhängenden, sich innerlich fremden Gliedern, regiert und ausgezogen vom Mutterlande, jetzt ein freier Verein von wesentlich gleichberechtigten Faktoren; früher zusammengehalten unter sich und mit dem Mutterlande durch äußeren Zwang, jetzt durch die gemeinsame Sprache und ungezählte Bande der wirtschaftlichen Beziehungen und der politischen Tradition.

Eine weitgehende wirtschaftliche Freiheit läßt Frankreich in seiner Kolonialpolitik nicht walten. Es gestattet den freien Handel mit dem Auslande nicht, sondern begünstigt die französischen Waren auf den kolonialen Märkten und umgekehrt, und ebenso gewährt es der französischen Flagge im kolonialen Verkehr große Rechte. Diese Verschiedenheit der englischen und französischen Kolonialpolitik hängt mit dem grundverschiedenen Charakter der beiden Staatswesen und ihrer Geschichte zusammen. Frankreich besitzt im 19. Jahrhundert außer geringen Bruchteilen keine alten überseeischen Provinzen wie England, da sein altes Kolonialreich vor 1815 zu Grunde gegangen ist, es mußte daher erst die neu eroberten Länder, voran Algier, mit französischen Einwanderern und französischem Kapital erfüllen, um sie der französischen Nationalwirtschaft dienstbar machen zu können. Da ist es nun das Verhängnis Frankreichs, daß es ihm an Menschen und Kapitalkraft fehlt, den Aufgaben, die ihm sein riesiger Kolonialbesitz stellt, zu genügen. Seit 1870 ist ja seine Volkszahl nicht gewachsen, es kann also wenig Auswanderer abgeben, und daher leben z. B. in Algier, dem prächtigen Siedlungslande vor den Toren Frankreichs, nur einige Hunderttausend Franzosen neben ebensoviele anderen

Europäern, und in Tunis bilden die Franzosen gar nur ein Viertel sämtlicher Europäer. Und wie mit den Menschen steht es mit den wirtschaftlichen Elementen; da die Kapitalsvermehrung von der Vermehrung der Bevölkerung abhängt, reicht Frankreichs Wirtschaftskraft zur Entwicklung der Kolonien nicht aus, es muß also fürchten, daß sich immer mehr fremdes Geld und fremde Tätigkeit in seine Kolonien eindringt. Um diesen Prozeß zu verhüten hat die französische Regierung zu den Schutzmaßnahmen im Verkehr zwischen Heimat und Kolonien gegriffen, obgleich sie ohne Zweifel der wirtschaftlichen Entfaltung der Kolonien hinderlich sind. Allerdings hat Frankreich hierdurch einen beträchtlichen Kolonialhandel erzielt — rund eine Milliarde, etwa den zwölften Teil seines Gesamtäußenhandels überhaupt, betrug der Verkehr zwischen Mutterland und Kolonien — aber solche dem Geiste der Zeit widersprechende Hilfsmittel sind schwache Schutzmauern; menschlichem Ermessen nach werden nach dem Kriege, selbst wenn die kolonialen Besitzverhältnisse unverändert bleiben sollten, die französischen Kolonien bald von Fremden überflutet werden, denn Frankreich wird nach den ungeheuren Verlusten der Kriegsjahre weniger als je in der Lage sein, die kolonialen Anforderungen zu befriedigen.

Wenn also eine Summe von moralischen und materiellen Faktoren zur Durchführung einer gedeihlichen Kolonialpolitik gehört, so fragen wir nun zum Schluß: ist denn Deutschland im Besitz dieser Größen? und entsprach es seinem tiefsten Interesse, daß es in die koloniale Bewegung überhaupt eintrat?

Die zweite Frage ist leicht zu beantworten, denn der Eintritt Deutschlands in die Kolonialbewegung war eine Notwendigkeit. Alle seine Lebensbedürfnisse wiesen es auf die Erwerbung von Kolonien hin. Nur an wenig sei erinnert. Deutschland hatte im 19. Jahrhundert eine gewaltige Volkszunahme, sein Handel stieg dauernd, sodaß er um 1870 nur noch vom englischen übertroffen wurde; zugleich wurde seine Industrie eine der ersten der Welt und beschäftigte Millionen von Arbeitern; viele Hundert von Millionen Mark gingen alljährlich zur Beschaffung von Rohstoffen ins Ausland; die Ernährung seiner Bevölkerung beruhte zum großen Teil auf der Einfuhr, denn abgesehen von überseeischen Genußmitteln wie Reis, Tee, Kakao, Kaffee mußten Getreide und Fleisch aus Nordamerika, Rumänien und Argentinien eingekauft werden. Sein Kapital wuchs mächtig und suchte Betätigung im Auslande, außer in Europa in den fremden Kolonien, in China und Südamerika. Das ganze geregelte wirtschaftliche Leben Deutschlands beruhte auf dem Verkehr mit der ganzen Welt; wenn

3. B. überseeische Produkte, wie die Baumwolle, ausblieben, wenn der deutschen Exportindustrie größere überseeische Märkte verschlossen wurden, so waren große Krisen unvermeidlich. Und solche Möglichkeiten lagen seit 1870 vor. Denn Amerika und Rußland wandten sich immer deutlicher einer Schutzollpolitik zu, die unsere Industrie in doppelter Weise treffen mußte: einmal durch Erschwerung der Einfuhr, zweitens durch die Züchtung einer eignen Industrie, die die Konkurrenz um die Rohstoffe vermehrte, also verteuerte. Auch in den englischen Kolonien kündigten sich manche Schwierigkeiten an. Die Fortdauer des Freihandels war hier keineswegs garantiert. Trotz seiner gestiegenen Bevölkerung und Wirtschaftskraft hat Deutschland sein Territorium nicht vergrößert, während alle anderen großen Völker — Engländer, Franzosen, Russen und Nordamerikaner — sich weite Gebiete angeeignet hatten. Deutschland hatte daher zeitweilig eine starke Auswanderung, die Deutschland eine erhebliche Summe an materiellem und geistigem Besitz entzog. Diese Entwicklung hat in Deutschland nach und nach den Gedanken an die Erwerbung eignen Kolonien entstehen lassen: sie sollten die Auswanderer aufnehmen, Rohstoffe für die deutsche Industrie, Nahrungsmittel erzeugen und einen kaufkräftigen Markt für die deutsche Industrie bilden. Nicht ohne Schwierigkeiten und Hemmungen hat sich diese kolonialpolitische Richtung in Deutschland durchsetzen können, denn sie widersprach der jahrhundertalten rein binnländischen Anschauung unseres Volkes; es konnte der Nation nicht leicht werden, nach den soeben glücklich beendeten Einheitskämpfen neue politische Wege einzuschlagen, die große Gefahren und Anstrengungen brachte und die schon in Europa vorhandenen Gegensätze durch neue überseeische vermehren konnte. Gründlich sind vor 4 oder 5 Jahrzehnten alle diese Fragen in der Öffentlichkeit erwogen worden. Wie sich einst in England im 16. Jahrhundert eine Kolonial-Literatur vor dem Beginn der eigentlichen Kolonisation entfaltete, so auch in Deutschland; dieselbe geistige Umwandlung, die England und Frankreich 2—300 Jahre früher durchgemacht hatten, mußte jetzt Deutschland erleben.

Auf die Erwerbung der deutschen Kolonien brauche ich nicht näher einzugehen. Man weiß, wie es trotz des begreiflichen Widerstandes der übrigen Völker gelungen ist, wertvolle Stücke in Afrika, Asien und der Südsee zu gewinnen; man weiß auch, daß die Kolonien die Hoffnung, das deutsche Wirtschaftsleben zu heben, wahrgemacht haben. Freilich: das, was die englischen und französischen Kolonialreiche wirtschaftlich und politisch für ihr Mutterland sind, vermochte das deutsche noch nicht zu sein.

Es bestand ja aus Gebieten, die erst entwickelt werden mußten, ehe sie etwas leisten konnten; wie in Nordamerika vor 300 Jahren mußten die Werte zur Befruchtung der Heimat erst geschaffen werden, und dann war das Gebiet viel zu klein, den Bedarf Deutschlands am überseeischen Verkehr zu decken. Nur einen Beitrag konnten die Kolonien hierzu leisten; von den 20 Milliarden des deutschen Außenhandels gingen vor dem Kriege nur gegen 200 Millionen in die Kolonien. Aber das waren nur die ersten Früchte einer kurzen Arbeit von weniger als 40 Jahren; wie das steigende Gedeihen der Kolonien lehrte, war in Zukunft noch viel zu erwarten. An Baumwolle, Hanfpflanzen, Mineralien und tierischen Produkten konnten sie früher oder später einen großen Teil des deutschen Bedarfs decken. Weit kräftiger fällt in die Augen, was die Kolonien als Arbeitsstätte für unser mobiles Kapital schon bedeutet haben: mehrere Milliarden deutsches Geld waren vor dem Kriege bereits in industriellen Anlagen, in landwirtschaftlichen Betrieben, in Hafengebäuden, Eisenbahnen und dergl. investiert worden, und endlich darf man nicht die Anregung und die Gewinne vergessen, die der Verkehr mit den kolonialen Häfen unserer Schifffahrt gebracht hat. Alles in allem bilden die Kolonien also trotz ihrer Jugend einen wertvollen Faktor in unserer Nationalwirtschaft, und das, was sie geworden sind, sind sie ohne künstliche Krücken geworden, ohne Begünstigung der deutschen Waren vor den fremden in den Kolonien und umgekehrt. Es herrscht vielmehr völlige Gleichheit im Verkehr mit den Kolonien zwischen Deutschland und dem Auslande. Gewiß ein Zeichen, daß das Aufblühen unseres Kolonialwesens ein natürliches Erzeugnis und nicht das Ergebnis einer künstlichen Protektionswirtschaft wie in Frankreich ist. Aber man erwartet, wie das englische Beispiel zeigt, von den Kolonien noch mehr als bloße materielle Bereicherung: man erwartet davon zugleich eine Fortpflanzung der Nation, und es fragt sich, ob unsere Kolonien auch diesen Ansprüchen genügt haben. Indessen hierzu lag die Notwendigkeit nicht vor, da wir, seitdem wir Kolonialmacht sind, eine nennenswerte Auswanderung nicht mehr haben. Aber daß bei erneutem Anschwellen der Auswandererziffern Südwest- und Ostafrika eine starke deutsche Bevölkerung aufnehmen können — mindestens 1—2 Millionen — ist zweifellos, schon haben einige Zehntausende von Europäern ihren Wohnsitz dort aufgeschlagen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, was wir im Frieden für unsere Kolonien erstreben müssen. Wir müssen unseren Besitz zurückerhalten aus den erwähnten materiellen Gründen, und dazu kommt noch der moralische, daß wir das mit deutschem Blut und Schweiß gedüngte Land nur unter

schwerer Demütigung Fremden überlassen könnten. Aber wir müssen weiter danach streben, unser Kolonialreich zu vergrößern und womöglich die verschiedenen Stücke miteinander zu verbinden. Je größer und zusammenhängender unser Kolonialbesitz, desto leichter seine Verteidigung. Und wirtschaftlich ist die Vergrößerung unseres Kolonialreiches dringend erwünscht, weil wir nach dem Kriege vermutlich mehr als vorher auf die Kolonien angewiesen sein werden. An vielen Stellen der Welt ist ja der deutsche Handel vernichtet und in fremde Hände übergegangen, häufig wird sich ein lebendiger Widerstand gegen das Neuerscheinen des deutschen Kaufmanns und Industriellen geltend machen; sowohl die fremden Rohstoffe wie ausländischen Absatzmärkte werden uns also die Kolonien zum Teil wenigstens ersetzen müssen. Wo diese neuen Kolonien erworben werden können, ist Sache der praktischen Politik, ich brauche daher kein Programm darüber zu entwerfen. Vielleicht darf man daraufhinweisen, daß augenblicklich mehr Gewicht auf tropische Kolonien als auf Siedlungsland zu legen ist, denn was wir an überschüssiger Bevölkerung etwa haben sollten, wird für Jahrzehnte in den baltischen Gebieten und den alten Kolonien unterkommen können. Wenn so die Frage nach Neuland nicht brennend ist, so ist das selbstverständlich kein Grund, etwaiges überseeisches Siedlungsland, wenn es zu gewinnen ist und im übrigen unseren Interessen entspricht, zurückzuweisen.

Diese Notwendigkeit der deutschen Arbeit in solchen Gebieten, in denen dem Europäer im allgemeinen körperliche Tätigkeit unmöglich ist, rückt sogleich ein uraltes Problem der Kolonialpolitik in den Vordergrund: die Frage der Eingeborenenbehandlung. Nur mit Hilfe der Schwarzen sind ja in Zentralafrika, also dem mutmaßlichen deutschen Hauptbesitz, landwirtschaftliche und industrielle Unternehmungen zu betreiben. Daß in dem Verhältnis zu den Eingeborenen nicht nur materielle, sondern auch sittliche Rücksichten zu gelten haben, ist von allen europäischen Nationen jetzt anerkannt, im übrigen sind freilich die Anschauungen über die rationellste Behandlung der Neger noch im Fluß; es ist unmöglich, hier näher darauf einzugehen. Die deutsche Praxis hat vor allem Gewicht darauf gelegt, die Neger an Arbeit zu gewöhnen, und wo es anging, auch ihnen Geschmack an der Eigenwirtschaft beizubringen versucht, im allgemeinen aber den Standpunkt vertreten, daß eine Selbständigkeit der Schwarzen schlechterdings unmöglich ist und sogleich zur Barbarei führen muß. Daß sich das deutsche System im allgemeinen wirtschaftlich bewährt hat, zeigt das Aufblühen der Kolonien; daß es auch politisch seine Probe bestanden hat, zeigt die Unterstützung, die unsere Kolonialtruppen in Ostafrika von

den Schwarzen erfahren haben, denn ohne diese wäre es der Heldenschar Lettow-Vorbeck's nicht möglich gewesen, sich so lange gegen die englische Übermacht zu behaupten. Daß Tausende von Negern sich freiwillig der deutschen Schutztruppe angeschlossen haben, beweist deutlich, daß sie das Bewußtsein haben, mit der geordneten und strengen aber gerechten deutschen Verwaltung ein besseres Los gezogen zu haben als mit der englischen, die hier und da den Standpunkt der Autorität weniger betonte, aber in der sittlichen und materiellen Fürsorge nicht dasselbe leistete wie die deutsche.

Wenn nach alledem kein Zweifel ist, daß Deutschlands Zukunft mit einer kolonialisatorischen Tätigkeit verknüpft ist, so ist andererseits auch gewiß, daß Deutschland dieser Aufgabe gewachsen ist und den Vergleich mit seinen heutigen Hauptfeinden, den Engländern und Franzosen, nicht zu scheuen braucht. Den Franzosen glauben wir durch unsere Überzahl an Menschen weit überlegen zu sein, nicht nur materiell, auch moralisch, denn die Frage der Volksvermehrung ist viel weniger eine materielle als eine sittliche Frage. Und die Engländer haben vor uns nicht wie einst vor den Spaniern die stärkere Betonung der produktiven Arbeit voraus. Im Gegenteil, die Furcht vor unserer Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit, die Abneigung gegen größere wirtschaftliche Anspannung, zu der sie unser Wettbewerb zwang, war eine der stärksten Wurzeln, aus denen die Kriegslust in England erwachsen ist.

Mag das nun in Zukunft so bleiben oder mag die neue Zeit einen neuen gewaltigen Aufschwung an Arbeitsenergie in England hervorrufen: Deutschland wird auch bei noch so starkem Wettbewerb nicht zurückbleiben dürfen. Um allen Anforderungen zu genügen, muß es sich stets bewußt bleiben, daß es sich in der kolonialen Frage nicht allein um materielle Angelegenheiten, nicht nur um Geldverdienen, sondern um hohe sittliche Probleme, ja um die Zukunft der ganzen deutschen Kultur handelt. Alle Kräfte der Nation müssen in der kolonialen Tätigkeit irgendwie zur Auswirkung kommen; je gesunder also Nation und Staat, desto erfolgreicher die Kolonialpolitik. Diese Erkenntnis zu verbreiten und die Auffassung vom kolonialen Wesen zu vertiefen, ist vor allem die Wissenschaft berufen, und so wird unsere kolonialhistorische Arbeit an der Ludoviciana, die ausschließlich wissenschaftlichen Motiven entspringt und nur rein wissenschaftliche Wege gehen will, doch mittelbar eine praktische Wirkung haben können.

Die soziale Bewegung im modernen England.

Vortrag gehalten am 4. Juli 1918 in der Gießener Hochschulgesellschaft von Privatdozent Dr. **Goetz Briefs**.

„England ist das überraschende Land, das zum Nutzen der übrigen Welt einen großartigen Versuch anzustellen scheint.“ Dieses Wort des Grafen Saint-Simon drückt deutlich genug das Erstaunen aus, mit dem im Beginn des 19. Jahrhunderts das ganze Europa der sozial-rechtlichen und wirtschaftlichen Umwälzung in England zuschaute. Worin besteht der Versuch, von dem Saint-Simon sprach? Negativ in der Beseitigung all jener Schranken und Hemmungen des Wirtschaftslebens, die aus mittelalterlichen und merkantilistischen Vorjahrhunderten stammten und der älteren Wirtschaftsform des Handwerks und des Kleinbetriebs für den lokalen Verbrauchsbereich überhaupt angepaßt sein mochten. Zünfte und Korporationen, Lehrlingsgesetz und Armengesetz, Monopole, lokale und regionale Wirtschaftsfesseln: all das waren Schwergewichte für die wirtschaftliche Energieentfaltung, wie sie der junge englische Kapitalismus überall vorfand. Positiv bestand jener Versuch in der Entfesselung einer Fülle von Kräften zur Freiheit, in der Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft und folgerichtig in ihrer Selbstüberlassung. Hatte bisher öffentlich-rechtliche Regelung, freilich schon vielfach durchbrochen und abgebaut, alte Formen der Wirtschaft konserviert, Gang und Struktur des Wirtschaftslebens beeinflusst, so sollte jetzt die Kraft der wirtschaftlichen Eigengesetzlichkeit, gesteuert nur von Angebot und Nachfrage, eine neue Wirtschaft aufbauen. Man glaubte an eine natürliche „Ordnung“ der Wirtschaft im Zustande der Freiheit, die zum Segen der Allgemeinheit arbeite, solange außerwirtschaftliche Instanzen sich alles Eingreifens enthielten. Laissez faire, laissez passer; le monde va de lui-même! Im Hintergrund stand die Metaphysik des Naturrechts, die „natürliche“ Theologie des optimistischen Deismus, und die schottische Moralphilosophie (Shaftesbury, Hutcheson, Smith); und von diesen Voraussetzungen gelangte man zur These: Freies Spiellassen der menschlichen Grundtriebe, insbesondere des Erwerbstrieb; denn die Vorsehung hat die Welt so eingerichtet, daß das freie Spiel der menschlichen Triebe wie ein zweckvoller Mechanismus das Endziel der Vorsehung, das Wohl aller erreicht; in dem scheinbar unregelmelten Hin und Her der Kräfte enthüllt sich die natürliche gottgewollte

Ordnung, aus ihr kristallisiert sich die vernünftige und zweckmäßige soziale und wirtschaftliche Ordnung der Welt. Freiheit des Eigentums, Freiheit der Wirtschaftspersonen, Freiheit des Arbeitsvertrags und jedes Vertrags überhaupt, unbedingte Spielraumfreiheit für alle Wirtschaftspotenzen, Freihandel nach innen und außen: so lautet die ökonomisch-politische Forderung. War diese Forderung ursprünglich von festen metaphysischen und sozial-ethischen Quadern gestützt, so verliert dieser Unterbau allmählich seine Geltung, bis der folgenden Generation nur noch das praktisch-politische Tagesprogramm geläufig ist, das beim Fehlen jener Voraussetzungen natürlich plattnüchtern und utilitarisch verständlich gemacht und gerechtfertigt, zur dürren Nützlichkeits- und Geldsackphilosophie des Manchesterstertums führte.

Die skizzierte Wirtschaftslehre war die Weltanschauung wirtschaftsstarker Klassen, insbesondere der revolutionärsten Wirtschaftsmacht, des Kapitals. Dem jungen Kapitalismus schien ja unter dem Antrieb der sich überstürzenden neuen Erfindungen, insbesondere der Textil-, Eisen- und Bergbauindustrie, nichts zu fehlen als absolute Freiheit, Freiheit in der Produktion wie im Absatz, im Abschluß des Arbeitsvertrags und in der Aufstellung der Arbeitsbedingungen. Aber die Freiheit des Starken ist stets die Unterdrückung des Schwachen. Diesen Satz Lacordaires könnte man über das Schicksal der arbeitenden Klassen in England schreiben.

Wie sieht die neue Welt des ökonomischen Liberalismus und der nach seinem Geiste gebauten Wirtschaft des Kapitalismus aus? Sie stürzt das vorkapitalistische England von Grund aus um, das „alte fröhliche England“ bricht zusammen. Die herkömmliche Berufs- und Standeswelt zerfällt sich und macht dem Chaos Platz, aus dem sich erst langsam soziale Neubildungen ans Tageslicht drängen. Die Mittelklassen steigen auf; die Grundaristokratie büßt politisch und ökonomisch an Macht und Stellung ein; in den Tiefen der Nation schiebt sich das proletarische England. Zunächst noch in dumpfer verelendeter Gegenwart, aber in sich den Anspruch auf Zukunft. Wir stellen uns hier die Frage: Wie hat der Kapitalismus das arbeitende Volk Englands umgeschichtet, wie hat das arbeitende Volk Englands darauf geantwortet?

Der entscheidende Vorgang ist das Aufkommen der Maschine und der Fabrik. Das Aufkommen der Fabrik bedeutet die Proletarisierung des Handwerks, die Vernichtung einer Unsumme von kleinen Existenzen; sie sprengt die lokale Gebundenheit von Produktion und Absatz, macht England zu einem Wirtschaftsgebiet. Sie degradiert alte Berufe und die alte Berufsidee, sie zerlegt den Aufbau der englischen sozialen Kleinwelt. Woher stammt das Arbeitermaterial der Fabrik? Sie braucht keine hand-

werksmäßig gelernten Leute mehr, der Arbeitsprozeß ist zerlegt und mechanisiert. So kann die Fabrik zurückgreifen auf die unterschiedslosen Massen englischen Volkes, das irgendwie Existenz suchte; und des Volkes war viel, enteignete Bauern und vernichtete Handwerker, Vaganten und fahrendes Volk, Frauen und Kinder, die Inassen der Arbeits-, Armen- und Findelhäuser. Wie unter solchen Umständen die Lage der arbeitenden Klassen in England sich gestaltete, kann man sich denken: Schärfste Konkurrenz um die Arbeitsstelle, rücksichtsloses Unterbieten, ständige Überfüllung des Arbeitsmarktes. Auf diesem Boden wuchs der „Lohn der Ware Arbeit“, der weniger als ein Hungerlohn war; auf diesem Boden wuchs das Elend schnell aufschießender Fabrikstädte und aller Mindestanforderung höhnsprechender Lebensverhältnisse; auf diesem Boden wuchs die Überlegenheit der rücksichtslosesten Fabrikanten und der große englische Reichtum. Man brauchte mit dem Menschenmaterial nicht schonsam umzugehen, es war genug und zuviel da, und Malthus hatte ja gezeigt, daß ein strenges Naturgesetz Auslese hält und alle jene vernichtet, die „überzählig an der Tafel des Lebens erscheinen“. Die klassische Nationalökonomie der Ricardo und Malthus bot Rückendeckung gegen moralische Anwandlungen, vor allem auch gegen jede Neigung des englischen Staates, helfend einzugreifen. Solche Eingriffe würden, so argumentierte man, nur dazu dienen, das Elend der Massen noch schlimmer zu machen; jede Besserung ihrer Lage würde Volksvermehrung, Arbeiterüberangebot und damit neues, tieferes Elend für die Massen auslösen. Ein unentrinnbarer, dem arbeitenden Volk katastrophaler Zusammenhang. Mit Recht sagte Carlyle von der damaligen Nationalökonomie, sie sei eine „unheilvolle Wissenschaft“ (dismal science). So stand praktisch und ideologisch das Kapital in der günstigsten Stellung, die arbeitende Klasse in der denkbar ungünstigsten. Das Gesetz des Daseins, des Lebens der breitesten sozialen Schicht war diktiert durch den Gang der industriellen Konjunktur und durch die privatwirtschaftlichen Interessen des Arbeitgebers. Die Masse war passives Objekt: sie trug willenslos die starke Risikobelastung der englischen Wirtschaft in der Zeit, in der der junge englische Kapitalismus noch experimentierte und stark spekulativ war, in der Zeit, wo das Proletariat noch in der ersten Generation lebte, ein buntes Gemisch verschiedenster sozialer und beruflicher Herkunft, in jedem Fall noch uneingewöhnt in die neue schreckliche Gegenwart und noch im Eindruck vorproletarischer besserer Vergangenheit. Bezeichnend dafür ist das Verlangen zurück in die alten Zustände, das Aufbäumen gegen die Maschine und die Fabrik in wilden Zerstörungsversuchen. Das letzte gewaltige Aufflammen dieser Gesinnung war die Chartistenbewegung der 30er und 40er Jahre.

Es ist ein ganz allmählicher Prozeß des Sich-Abfindens mit der Vergangenheit, des Sich-Einfindens in die Gegenwart, des Zusammenwachsens jener Massen verschiedenster Herkunft und Lebensanschauung zu einer proletarischen Schicht, der beginnenden Selbstreflexion dieser Schicht. Er schließt mit dem Durchbrechen des menschlichen Urtriebes der Solidarität in der Not. Mehr und mehr gewöhnt sich Herz und Auge an die trostlose Gegenwart, mehr und mehr richtet sich das Sinnen auf den Gehalt der Gegenwart an Möglichkeiten einer besseren Lebensführung. Wie stark der Liberalismus und Individualismus das England jener Tage beherrschte, zeigt sich in der Art, wie die arbeitenden Klassen zur Besserung ihrer Lage schritten. Das Proletariat erhoffte nichts von der Staatshilfe, denn der liberale Staat war ja kein Kontrahent des Wirtschaftslebens, sollte es auch nicht sein; da kontrahierten nur Arbeiter und Unternehmer. So wird Selbsthilfe im Rahmen der herrschenden Wirtschaftsverfassung der Grundgedanke der aufkommenden sozialen Bewegung; notwendig die gemeinsame Selbsthilfe, denn der Druck, der auf dem Proletarier liegt, liegt auf ihm als Ganzem und ist nicht durch Aktionen einzelner zu beheben. Genossenschaftswesen und Gewerksvereine kommen auf. In ihrer britischen Art sind sie Ausdruck urbritischen Naturells: Make the best of every thing. Die Genossenschaften sind der Versuch, durch Großeinkauf der vereinigten Arbeiterverbraucher die Lebenshaltung zu verbilligen, innerhalb der gegebenen Einkommenslage bessere Auskommensmöglichkeiten zu schaffen. Die Gewerkschaften sind der Versuch, die Einkommensgestaltung selbst zu verbessern, Rückhalt und Sicherung zu bieten für die Tage der Arbeitslosigkeit, der Not und des Alters. In beiden tritt das arbeitende Volk als Verband auf, in beiden hat es die alte Objektnatur abgestreift, ist Subjekt geworden innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft, wenn auch zunächst noch nicht innerhalb der englischen Gesellschaft. Die Politik der Einkommenshebung geht dahin, die Stellung des Arbeiters auf dem Arbeitsmarkte zu stärken, besonders die rücksichtslose Konkurrenz um die Arbeitsstelle zu beseitigen. Das gelingt durch Arbeitslosenunterstützung, durch Organisation des Arbeitsnachweises, durch kollektive Arbeitsverträge zwischen Gewerkschaft und Unternehmen, in jedem Fall auf rein ökonomischem Gebiete, ohne Dazutreten des Staates.

In mühevollen, rückschlagreichen Kämpfen siegt die Genossenschaftsidee. Galt es hier, die Schwerfälligkeit der Arbeiter zu überwinden, so galt es für die Gewerkschaft, neben der Schwerfälligkeit der Arbeiter den Widerstand der Unternehmer zu brechen. Es entwickeln sich die gewaltigen Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit mit ihren spezifischen Kampf-

mitteln: Streik, Boykott, Aussperrung, passive Resistenz, Sabotage, Demonstrationen. Der wechselvolle Kampf schließt mit der Anerkennung der Gewerkschaften, mit wesentlicher Besserstellung des Arbeiters, an der freilich der englische Reichtum und die zeitweise Monopolstellung der englischen Wirtschaft in der Welt einen großen Anteil hat; es bildet sich allmählich eine organisierte Arbeiteraristokratie. Drei Tatsachen leiteten in diese Richtung: die erstarkende sozialistische Bewegung überhaupt und in ihr zumal die Bewegung des christlichen Sozialismus — Southey, Carlyle, Ruskin, Maurice, Kingsley u. a. — ferner die Entwicklung und Befestigung des englischen Industriereichtums, und nicht zuletzt die steigende politische Bedeutung der Massen infolge der Demokratisierung des Wahlrechts. Endresultat: die englische organisierte Arbeiterschaft ordnet sich mehr und mehr als Stand in die englische soziale Schichtung ein. Es ist die Zeit, wo man an den endgültigen sozialen Frieden in England zu glauben beginnt. Während auf dem Kontinent die erstarkende Macht des Sozialismus revolutionär ihr Haupt erhob und die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft zu sprengen willens schien, sah es so aus, als ob England der Durchgang durch das Rote Meer des Sozialismus erspart bleiben würde.

Wir wissen heute, daß es nicht der Fall ist, wissen, daß Sozialismus und sozialistische Bewegung sehr stark nach England hinübergeschlagen sind; wir wissen, daß der vor einem Menschenalter gepriesene soziale Friede in England abgelöst wurde durch den „labour unrest“, gewaltige soziale Spannungen und Kämpfe im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege, Kämpfe von einer Ausdehnung und Leidenschaftlichkeit, wie der Kontinent sie kaum kannte. Woher dieser Szenenwandel?

Einesteils bedeuteten die Wahlrechtsreformen von 1867 und 1884 mit ihrer Wahlrechtserweiterung eine politische Machtverstärkung der Arbeiterklasse; andernteils hatte diese Arbeiterklasse an verschiedenen bösen Erfahrungen selbst gemerkt, daß auch der liberale Staat noch eine gefährliche Wirtschaftspotenz ist zumal für den, gegen den er sich wendet; und daraus ergab sich die Erkenntnis, daß die Wahrung von Gewerkschaftsinteressen abhängig sei vom Grade der aktiven Anteilnahme an der Staatspolitik. Zu all dem kam die flaue Geschäftszeit der 80er und 90er Jahre, die auch die Gewerkschaften empfindlich traf, dann die verstärkte ausländische, insbesondere deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt und in England selbst, doppelt scharf wegen der technischen Überlegenheit und der kaufmännischen Methoden, die sie handhabte, weiter die bedrohliche Gestaltung der Agrarkrise in Irland und die sozial bedenklichen Folgen der englischen Grundbesitzverteilung und Grundbesitzverwendung. Nicht unter-

schätzt sei der Einfluß von Henry Georges „Fortschritt und Armut“ und der agrar-sozialistischen Bewegung überhaupt.

Die neue Bewegung äußert sich als verstärkte Politisierung der arbeitenden Schichten, deutlich im Bestreben, eigene Arbeiterabgeordnete nach Westminster zu senden, und im verstärkten Umsichgreifen des Sozialismus. 1874 kamen die ersten Arbeiter ins Parlament, Burt und A. Macdonald, 1880 kommt Broadhurst dazu. 1885 sind es bereits 11. Parteipolitisch standen diese Arbeitervertreter zu den Liberalen, denn der Liberalismus hatte nach seinem politischen Programm die weitesten Möglichkeiten zum Entgegenkommen und den nachdrücklichen Willen dazu. So fließt die gesamte politische Bewegung der Arbeiterschaft zunächst noch im liberalen Fahrwasser. Charakteristisch ist die Ablehnung jeder Klassenpolitik, das Bestreben zu zeigen, wie Broadhurst einmal sagte, daß auch ein Arbeiter ein weitblickender Mann sein kann, dem die Arbeiterinteressen keine anderen sind als die der Gesamtheit. Unverkennbar freilich zwingt die Rücksicht auf die Arbeiterwähler und -vertreter den Liberalismus von manchen alten Positionen ab, ganz ausgesprochen, seit Gladstone aus dem politischen Leben schied (1894) und die liberale Politik keine rechten, großen Gesichtspunkte mehr bot. Die Politisierung und die wachsende politische Bedeutung der Arbeiterschaft steuerte den Liberalismus nach und nach in eine neue Richtung und füllt den stark verblähten Gegensatz zwischen liberal und konservativ mit politischem und wirtschaftlichem Inhalt auf. Der Liberalismus wird abgedrängt auf eine Politik der fortschreitenden Demokratisierung, der sozialen Reform, des Pazifismus, der Besitzausgleichung, auf ein sozial-liberales Steuerprogramm; der Konservatismus wird mehr und mehr Sachwalter imperialistischer Interessen und der Interessen des Besitzes, nicht ohne gelegentlich opportunistisch sich zu liberalen Maßnahmen zu bekennen, wie die Gemeindeverwaltungsreform unter Salisbury (1888) zeigt.

Seit den 80er Jahren geht die Politisierung der Gewerkschaften neue Wege; sie steuert den Kurs auf Lockerung der Beziehungen zum Liberalismus und zur Aufrichtung einer spezifischen Arbeiterinteressenpolitik durch das Mittel einer eigenen Arbeiterpartei. Dieser Vorgang vollzog sich in Wechselwirkung mit der beginnenden sozialistischen Bewegung innerhalb der englischen Arbeiterschaft. Sozialismus, bis in die 80er Jahre ein Schimpfwort, wird eine anerkannte Idee, nicht nur in den Tief- schichten der englischen Gesellschaft, sondern allmählich auch in den Ober- schichten. Geistesgeschichtlich ist die Drehung vorbereitet durch den älteren Mill, W. Morris, Henry George u. a., praktisch durch eine Reihe ge-

Dieser theoretisch nicht immer klare Sozialismus Macdonalds ist nicht ohne weiteres das Programm der Arbeiterpartei: die gesamtbritische und nicht zuletzt die Arbeitermentalität ist gekennzeichnet durch Abneigung gegen allen weit ausholenden Doktrinarismus und gegen alle Zukunftsphantastik, durch starken Sinn für politische, ökonomische und soziale Realitäten: darum fehlt die bindende revolutionäre Programmformel der englischen Arbeiterpartei so vollständig — abgesehen von der sozialistischen Fanfare der Huller Resolution (1908), deren Bedeutung aus triftigen Gründen nicht sehr hoch angesehen werden kann —; darum sind die phantastischen Zukunftslanderkurse so typisch unenglisch wie sie typisch deutsch sind. An deren Stelle aber hat die Partei ein praktisch-politisches Tagesprogramm, über das England ernsthaft diskutiert, weil es in den Grenzen des Möglichen bleibt. Als solche Forderungen der Arbeiterpartei seien erwähnt: Reform des Arbeitsvertragsrechts nach der Richtung, ihm stärkeren öffentlich-rechtlichen Charakter zu geben und in ihm sozialethische Gesichtspunkte zu verwirklichen: Grundsatz des Mindestlohnes als des „Lohnes zum Leben“ („living wage“), Lohnämter und Schiedsgerichte; weiterhin soziale Reformen durch Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, der Armut, weitgehende Jugendfürsorge, Verstaatlichung von Land, Bergwerken, Eisenbahnen und privater Monopole; dazu die Forderung der Wahlrechtsausdehnung auf die Frauen. Einige dieser Forderungen sind schon Gesetz geworden, andere im Prinzip anerkannt, fast allen steht der neue Liberalismus nahe. Weil einerseits ihr Programm sich nicht im Unerfüllbaren bewegt, weil andererseits die Haltung der Arbeiterpartei für die Mehrheit im Parlament so gewichtig ist, kann die Partei für diese oder jene akute Einzelforderung auf Entgegenkommen von rechts oder links rechnen; dementsprechend verlegt sie sich auf eine opportunistische Taktik; bei selbständiger Organisation arbeitet sie zusammen mit jeder Partei, die Arbeiterforderungen vertritt; bei den Wahlen stellt sie möglichst da keine Kandidaten auf, wo die anderen Parteien bereits arbeiterfreundliche Kandidaten aufstellen. Neben diesem „britischen“ Sozialismus existiert noch, als weit unbedeutendere Richtung, der marxistische Sozialismus in der British Socialist Party (B. S. P.), merkwürdigerweise in stärkerer vielleicht durch die Person ihrer Führer vermittelter Annäherung an die Konservativen, zumal hinsichtlich der Zollfrage und der außenpolitischen im wesentlichen deutschfeindlichen Haltung.

Der Labourismus hat den alten Liberalismus völlig in die Krise getrieben; unter dem Druck der koalitierten Arbeitergefolgschaft ist Whiggismus und Manchesterium vernichtet; was altliberaler politischer Prägung ist, bleibt höchstens noch wegen des Freihandels im liberalen Lager, aber

je mehr vor und im Kriege der Freihandel an Zukunftsaussichten verlor, desto mehr löst sich vom neuen „Sozialliberalismus“ der alte Liberalismus, er wird tornfähig. Um so unbedenklicher kann der neue Sozialliberalismus den Schwerpunkt seiner Politik in die soziale Demokratie und den Staatssozialismus verlegen, vor dem Kriege noch zögernd und bedachtsam, nach dem Kriege vielleicht entschieden.

Nun verstehen wir den auffallenden Reichtum der sozialpolitischen und gewerkschaftsfreundlichen Gesetzgebung in England etwa seit 1906, und ebenfalls das starke Hervortreten von Arbeiterpersönlichkeiten in der liberalen Regierung. England, das in den 40er Jahren seine Fabrikchutzgesetzgebung aufnahm, wurde in den 80er und 90er Jahren von Deutschland auf sozialpolitischem Gebiete bei weitem überholt; seit 1906 aber ergriff es wieder die Führung. Um einige wesentliche sozialpolitische Maßnahmen ganz kurz aufzuzählen: 1906 wird ein Streikgesetz erlassen, das die Gewerkschaften von der Haftung für Streikfolgen befreit, darauf folgt ein Gesetz über die Speisung bedürftiger Schulkinder auf öffentliche Kosten, 1909 folgt das Altersrentengesetz und das Gesetz über Arbeitsnachweise, 1911 die großzügige Arbeiterversicherung, die mit 520 Millionen Mark jährlicher Staatszuschüsse einsetzt, 1909 ein Gesetz über die Errichtung von Lohnämtern für einige Schweißindustrien, mit dem Grundgedanken des Minimallohnprinzips, 1912 ein Gesetz über die Festsetzung von Minimallöhnen für den Bergbau, dazu eine verstärkte steuerliche Belastung der besitzenden Klassen und insbesondere des Grundbesitzes seit 1909, dem im Jahre 1908 das agrar-sozial-politische Gesetz betr. Kleinsiedelungen und Parzellen vorangegangen war. Weitere Forderungen der Arbeiterpartei sind im Kriege teilweise Gesetz geworden, stehen teilweise noch bevor, vor allem die Arbeitslosenversicherung und ein verstärkter Jugendschutz.

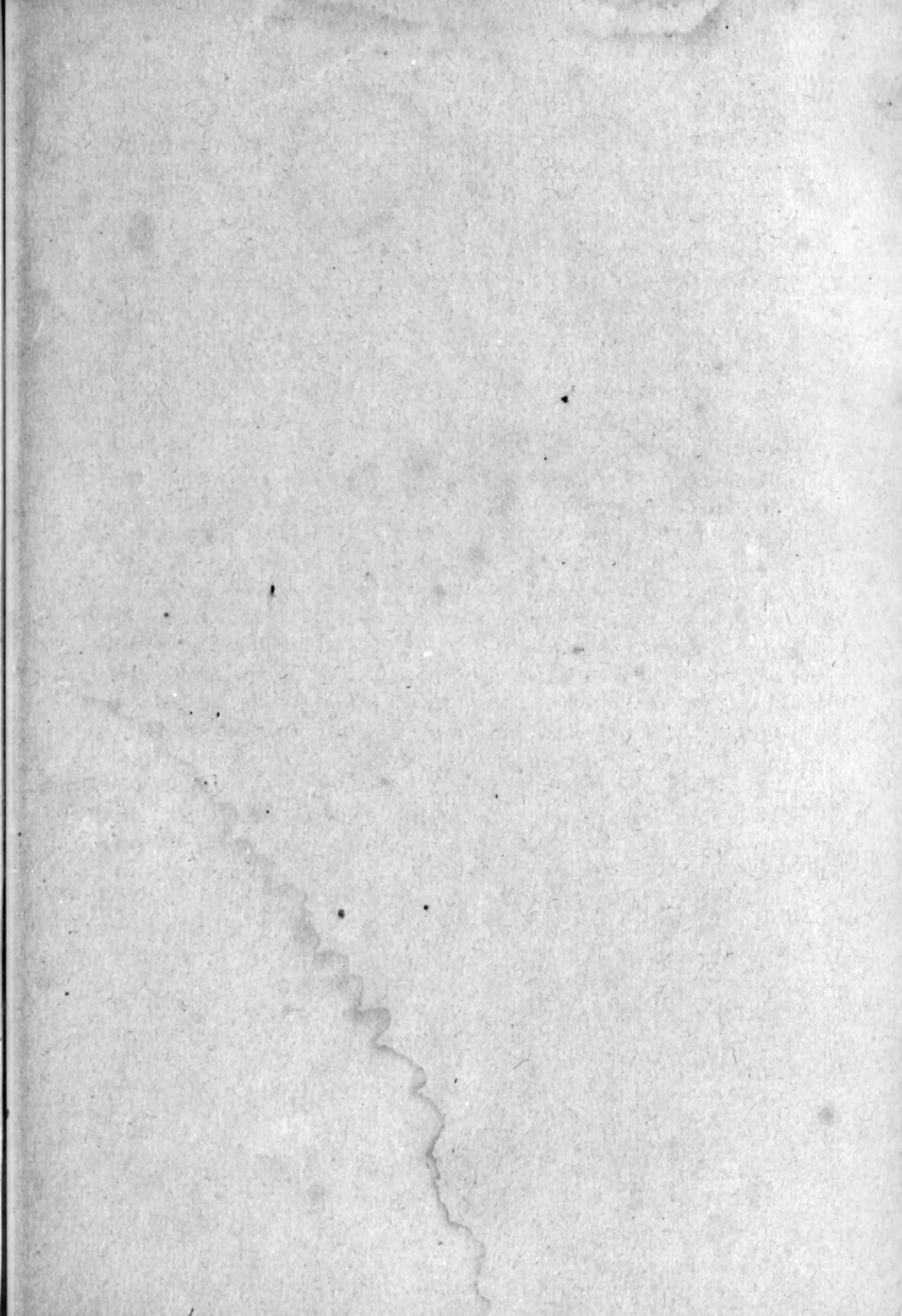
Bei dieser Fülle der sozialpolitischen Maßnahmen von Gesetzes wegen liegt die Frage umso näher, woher die starken Sozialspannungen und Kämpfe des letzten Jahrzehnts vor dem Kriege stammen. Die individuellen Anlässe sind mannigfach, aber im Grundzug liegt die gleiche seelische Wurzel vor: die britische Arbeiterschaft, politisch zum selbstbewußten, vielbedeutenden Faktor geworden, beherrscht von demokratisch-sozialen Ideen, scharfen Blickes für die gerade in England so starken Gegensätze zwischen Besitz und Nichtbesitz, Arbeit und Nichtarbeit, sozialer Geltung und sozialer Nichtgeltung, kämpft in ihren geschlossensten Massenverbänden — Eisenbahner, Bergleute — für die Demokratisierung der Wirtschaft, für die wirtschaftliche „equality of opportunities“. Schon das äußere Kampf-bild ist geschlossener, wuchtiger, methodischer geworden — bei gleichge-

bliebenen Kampfmitteln: es handelt sich nicht mehr um Auseinandersetzungen an vereinzelt, besonders kritischen Punkten der englischen Wirtschaftswelt, sondern mehr und mehr um den Aufmarsch der Arbeit gegen das Kapital auf der ganzen Breite; Sympathiestreiks treten auf; am verwundbarsten Punkte der kapitalistischen Verkehrsgesellschaft, bei Kohlen und Verkehrsmitteln, setzt die Kampfaktik an, und wird damit zu einer öffentlichen Angelegenheit höchster Tragweite, die selbst den liberalsten Staat aus seiner Reserve herausnötigen muß. Auch die internationale Richtung des Kampfes hat sich geändert. In den ersten Jahrzehnten des Hochkapitalismus kämpften die aufkommenden Gewerkschaften um die bare Lebensgrundlage — Lassalle sprach mit Recht von dem „Versuch der Ware Arbeit, sich als Mensch zu gebärden“ —; als dieses Ziel erreicht war, folgten jene Jahrzehnte des „sozialen Friedens“ — in runden Jahresdaten 1870 — 1890 —; dieser soziale Friede hätte ein Dauerzustand sein können; er wurde aber zur bloßen Kampfpause, zum Zwischenspiel. Aus verschiedenen Gründen: Hundert Jahre Hochkapitalismus, das Lebens- und Sozialbild des modernen England und die sozialistischen Ideen, dazu die äußerst anreizenden Sozialexperimente des Auslandes und einzelner britischer Dominionen, insbesondere Australiens und Neuseelands, haben den Blick der englischen Arbeiterschaft sozialkritisch sehr geschärft; als letzten tiefsten Grund sehe ich die soziologische Tatsache an, daß das Ethos des arbeitenden Volkes unter die Vorbildwirkung der englischen bourgeoiskapitalistischen Welt geriet; mit anderen Worten: die kulturellen, sozialen, geistig-sittlichen und wirtschaftlichen Wertvorstellungen der englischen „bürgerlichen Gesellschaft“ wurden maßgebend für die Wertvorstellungen der Arbeiterklasse — wenigstens im großen Ganzen, wenn auch unverkennbar in Einzelströmungen sich ein besonderes soziologisches Wertbild, als Berufs-, Lebens- und Standesvorstellung in Arbeiterkreisen herausbildete —. Hier liegen die Gründe für den „social unrest“ der neuesten Zeit; die Arbeiterschaft kämpft für die Grundlagen einer sogenannten kulturellen Lebensführung, deren Werte aber der bürgerlichen Gesellschaft entstammen. Die Werte heißen Lebensgenuß in Sportfreude, holidays, week-end, und reichliche Lebenshaltung. Panis et circenses! Man vergegenwärtige sich manche der hübschen vielsagenden Sketches von Haselden in den Illustrationen des Daily Mirror! Die Voraussetzungen dieser Werte, um die der Kampf geht, sind: knappste Arbeitszeit, hohe Löhne, günstigste Gesamtbedingungen der Arbeitsverrichtung zum Endziel der Ausgleichung der Lage und sozialen Geltung des organisierten arbeitenden Volkes an die Lage und soziale Geltung der vorbildgebenden bürgerlichen Gesellschaft. Damit zerflog der soziale Friede;

der Kampf ging von neuem an, verschärft und auf breiter Linie, weil auf der Arbeiterseite das Machtbewußtsein und das Klassengefühl mitspielte; weil auf der bürgerlichen Seite die klare Erkenntnis gewonnen war, daß es sich um die Grundlagen der privatwirtschaftlich organisierten Wirtschaft handelt: um das Eigentumsrecht und das „herr-im-Hause-Recht“ in seiner kapitalistisch harten Zuspitzung, um die private freie Wirtschaftsverfügung zumal beim Arbeitsvertrag, in der Richtung der Unternehmertätigkeit und in den allgemeinen Arbeitsbedingungen. — Der Krieg mit seinen gewaltigen Anforderungen insbesondere der Heerespflicht und der Kampfmittelversorgung hat den „social unrest“ zur vorläufigen Ruhe gebracht, hat durch das Munitionsgesetz die Gewerkschaften in ihren Freiheiten und in ihrer Taktik gebunden, hat durch den Mund Lloyd Georges den auf ihre alten Rechte pochende Gewerkschaften erklären lassen, sie müßten neue Wege gehen, die alten Richtlinien aufgeben und in der Welt, in der alles von Grund aus sich umstürze, neue Ideen und Zielpunkte für sich suchen — derselbe Krieg, der durch eine schonungslose Besteuerung und rücksichtslose Eingriffe des Staates in die Betriebs- und Wirtschaftsführung die privatkapitalistische Verfügungsgewalt weitestgehend beschnitten hat! Abbau des ökonomischen Individualismus hüben wie drüben, Abbau des alten Liberalismus zugunsten stärkster Staatsbefassung mit dem Wirtschaftsleben! So wird in Zukunft auch für England die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit um den festen Punkt des wirtschaftsbefassten Staates kreisen — wie es in Deutschland eigentlich schon immer war. Der Staat als Kontrahent der sozialwirtschaftlichen Beziehungen — damit steht die soziale Bewegung der Zukunft unter ganz verschobenen Voraussetzungen!

Fassen wir die grundlegende Wendung vom altliberalen Staat zum modernen sozialliberalen Staat Englands kurz zusammen, so ist zu sagen: An Stelle des altliberalen Gedankens der Freiheit schlechthin tritt die Idee der gleichen Freiheit, der ausgleichenden Gerechtigkeit, der Einordnung der Individuen in den Staat; an die Stelle sorgsam gezogener Staatsgrenzen der Wirtschaft gegenüber tritt der Glaube an den Staat und seine Betreuung mit weitreichenden Aufgaben; an die Stelle der Vergottung des individualistischen Erfolges und des Geldbesitzes als Maßstab des Erfolges und der „Erwählung“ tritt eine soziale Ethik mit den Forderungen der sozialen Verantwortung, der Höherwertigkeit des Menschen über der Wirtschaft, der Solidarität; an die Stelle der lokalen Selbstverwaltung und Dezentralisation tritt mehr und mehr der zentralisierte organisatorische Verwaltungsstaat. An die Stelle der Formel des rücksichtslosen Wirtschaftskampfes aller gegen alle tritt der Wille zur Verständigung und zum sozialen Frieden.

Das moderne soziale England bewegt sich auf das Ziel hin, den Individualismus abzubauen im Interesse der Klassenversöhnung, die wilde Konkurrenz aufzugeben, weil sozialetische Gesichtspunkte gegen die sozialen Resultate der freien Konkurrenz protestieren. Gegen die Ueberspannung des Wirtschaftswertes erheben sich die Ideen des Menschenwertes und der staatlich-sozialen Eingesenktheit des Einzelnen. Wir wissen: damit kommt das moderne England zur Anerkennung von Werten, die für uns Deutsche stets leitend waren; wir sind stolz darauf, daß unsere Philosophie mitgeholfen hat, den Utilitarismus und Pragmatismus drüben zu erschüttern. Die deutsche Menschenwertung und Staatswertung, die deutsche Idee der Hingegenheit und Eingesenktheit des Einzelnen in die Volksgemeinschaft und ihre überindividuelle Bestimmung ist in England zum neuen Evangelium geworden. Die kühne deutsche Idee von der Beugung der Wirtschaft unter leitende sittliche Werte setzte sich drüben sieghaft durch. Und damit wurde der Weg frei für die Erkenntnis der bedeutsamen sozialen Aufgaben des Staates. Und nicht nur des Staates. Hochkirche und Dissent, bis auf unsere Tage befangen im unerschütterten Glauben an die Naturgesetzmäßigkeit der Wirtschaftskräfte, beginnen wieder an die Geltung der sittlichen Idee auch im Wirtschaftsleben und im sozialen Leben zu glauben; sehen wieder „neue Möglichkeiten für die christliche Kirche und ihre Lebensanschauung“ heraufziehen, — so formulierte die Konvocation von Canterbury die Stellung der Kirche zu der neuauftretenden Welt. Und damit zerbricht die soziale Härte der Gedankenwelt, die für das alte England so charakteristisch war. An dieser inneren Wandlung ist das anscheinend saturierte, verrentnerte und müde England der Königin Viktoria seit 1¹/₂ Jahrzehnt wieder spannkraftig, regsam und jung geworden. Wir haben im Kriege gemerkt, wie elastisch und frisch der englische Staat und die englische Gesellschaft sind. Der Krieg hat diesen Prozeß des Abbaues einer alten Welt und des Aufbaues einer neuen mit unbegrenzten Zukunftsaussichten und Möglichkeiten wesentlich gefördert, die selbstgerechte Härte des alten Individualismus — auch des gewerkschaftlichen! — erweicht und Raum geschaffen für eine neue Zeit, deren Ideale nicht mehr Lebensluxus und Reichthumsanbetung sind, sondern Stärke nach außen, sozialer Friede durch die Verantwortlichkeit und Solidarität aller Schichten für einander nach innen, beides gewährleistet durch den Willen zum starken Staate.



Nachrichten
der
Gießener Hochschulgesellschaft

1. Jahrgang
3. Heft

Gießen 1918.

Inhalt.

	Seite
G. Jacob: Die Literatur der osmanischen Türken . . .	49 - 55
Dr. A. Skalweit: Die Sozialisierung der Produktionsmittel	56 - 67

Auszug aus den Satzungen der Gießener Hochschulgesellschaft.

§ 1. Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft) ist ein eingetragener Verein und hat ihren Sitz in Gießen.

§ 2. Zweck der Gesellschaft ist:

1. Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben,
2. Verbreitung wissenschaftlicher Bildung,
3. Förderung der Universität Gießen.

§ 3. Die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke werden gewonnen:

1. durch die Beiträge der Mitglieder,
2. durch Schenkungen und Vermächtnisse.

Wer der Gesellschaft größere Spenden zuweist, kann verfügen, daß sie ganz oder teilweise für bestimmte Einzelzwecke verwandt werden.

§ 4. Die Mitgliedschaft wird erworben durch Beitrittserklärung und deren Annahme durch den Vorstand.

§ 5. Die Mitglieder sind ordentliche und außerordentliche. Als außerordentliche Mitglieder werden nur Einzelpersonen aufgenommen.

Die ordentlichen Mitglieder bezahlen entweder einen einmaligen Beitrag von mindestens tausend Mark oder einen jährlichen Beitrag von mindestens fünfzig Mark.

Die außerordentlichen Mitglieder bezahlen entweder einen einmaligen Beitrag von mindestens hundert Mark oder einen jährlichen Beitrag von mindestens fünf Mark.

Die Mitglieder erhalten unentgeltlich die Veröffentlichungen der Gesellschaft.

Die Geschäftsstelle der Gießener Hochschulgesellschaft befindet sich in Gießen, Lonystraße 7 (Handelskammer-Gebäude).

Die Literatur der osmanischen Türken.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. **Georg Jacob** in Kiel.*)

Die sogenannten Märchenerzähler des Orients, bei den Türken „Meddah“ genannt, tragen in den seltensten Fällen wirkliche Märchen vor. Märchen etwa nach Weise der Grimmschen sind den Türken wohl bekannt und werden von ihnen als „Altweibermärchen“ (kodscha kary masallary) bezeichnet. Am verbreitetsten ist eine kleine in Konstantinopel gedruckte Sammlung, die nach dem ersten Stück Billur köschk (Krystall-Palast) heißt. Es sind die bekannten Kinder des Wunsches und Brüder des Traumes, die zum Teil über die ganze Erde verbreitet sind und häufig von Indien ausstrahlen. In meinem Hilfsbuch habe ich als Probe das Märchen von der Prinzessin, die nicht reden mag, abgedruckt; es begegnet bereits im mongolischen Ardschi-Bordschi Chan, der wieder auf eine indische Quelle zurückgeht und wurde von Ulrich Jahn in Pommern aufgezeichnet; man ersieht aus diesem Beispiel, daß die Altweibermärchen für das originelle Schaffen des türkischen Volksgeistes wenig ausgiebig sind; der Stoff ist meist Fremdgut und die Form der Niederschrift beruht auf der Individualität des zufälligen Gewährsmanns und des Aufzeichners; übrig bleiben einige mythische Wesen, deren türkischer Ursprung noch weiterer Untersuchungen bedarf. In den Kırklar, die bald in Jungfrauen-, bald in Taubengestalt erscheinen, Jünglinge in ihre Netze locken und den Gesang inspirieren, glaube ich die antiken Sirenen zu erkennen.

Wesentlich verschiedene künstlerische Ziele verfolgen die Meddahs. Sie sind die Träger einer reichentwickelten Vortragskunst, die mit den Analphabeten zurückgeht; Reichtum an Lesestoff ist ein Feind des kunstgemäßen Vortrags. Den letzten Spuren dieser aussterbenden Zunft bin ich vor Jahren namentlich in Konstantinopel und Smyrna nachgegangen und habe auch ein Buch über sie geschrieben. Die Meddah mimen in

*) Bericht über einen Vortrag, den der Verfasser am 28. September 1918 in der Gießener Hochschulgesellschaft gehalten hat.

den Kafes, in Karawanserajs oder auf Bestellung auch in Privatwohnungen humoristische Szenen, meist aus dem Leben der niederen Stände, indem sie, fast die ganze Handlung in direkte Rede auflösend, hierbei ihre Fertigkeit im Kopieren türkischer Dialekte und Jargons zum besten geben. Charakteristisch für ihren Stil sind auch die rhetorischen Fragen, mit denen sie die Aufmerksamkeit ihrer Hörer wach halten. Die bekannte Hypothese von Herrn Professor Reich in Berlin, daß der türkische Meddah ein direkter Ausläufer des antiken Mimus ist, kann ich trotz zahlreicher Parallelen noch nicht für erwiesen erachten.

Die moderne türkische Novelle, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorwiegend unter französischem Einfluß entstand, weist in ihren älteren Erzeugnissen noch mannigfache Beziehungen zur Meddahkunst auf. Solche verraten namentlich die Jugendarbeiten des Vielschreibers Ahmed Midhat. In dem Roman Tal'at ve-Fitnet des Arnauten Samy tritt gleich auf den ersten Seiten eine alte Negerklavin auf, die einen türkischen Jargon mit denselben Eigentümlichkeiten spricht, welche die Meddahs vorzuführen lieben. Selbst der feinsinnigste unter den türkischen Novellisten der Gegenwart, Ahmed Hikmet, vermag diese Zusammenhänge nicht zu verleugnen. Schon die Monologform¹⁾ mehrerer seiner Schöpfungen erinnert an den Meddah; besonders tritt die Verwandtschaft jedoch in Jegenim (mein Neffe) hervor; in diesem Vortrag macht ein Onkel die Neuerungsucht seines Neffen, der in Paris studiert hat, lächerlich; die burlesken Töne dieses Stücks und seine Verspottung des Fränkischen sind Ahmed Hikmet sonst fremd; auch kleine Züge erinnern an die Meddahkunst: so mimt der Onkel die fränkische von der türkischen abweichende Art, das Taschentuch zu entfalten; Stab und Tuch bilden die ständigen Hilfsmittel des Meddah zur Unterstützung seiner Gesten. Bewußt hat schließlich Hüsejn Rahmi die Stoffe der alten Erzähler aufgegriffen und ihre Kleinkunst der Milieuschilderung neu zu beleben versucht. Seine Schriften stellen reiche Fundgruben für die türkische Volkskunde und das türkische Wörterbuch dar, freilich auch eine äußerst schwierige Lektüre.

Die moderne türkische Novelle, wesentlich ein Stambuler Produkt, ist bei uns mehrfach überschätzt worden. Hervorragende Talente sind Ahmed Hikmet, von dem das 7. Bändchen der Türkischen Bibliothek zum ersten Mal drei Proben in deutscher Übersetzung mitteilte²⁾, Chalide

¹⁾ Vergl. auch seine „Brautschauerin“ und Sezai's „Die Katzen“, aus den Kutschük schejler abgedruckt bei Künos, Janua (Budapest 1905).

²⁾ Vergl. Ahmed Hikmet, Schönheit und Liebe, aus dem Türkischen übertragen von Ludwig Szamatolski, Berlin, Osmanischer Verlag 1913.

Edib, deren Roman *Jeni Turan* (Das neue Turan), welcher die turanischen Ideen zum Hintergrund hat, gleichfalls in deutscher Übersetzung vorliegt (Deutsche Orient-Bücherei, Band 6) und Ja'kub Kadri, über den am besten ein Artikel von Richard Hartmann im 5. Bande der Welt des Islam orientiert; übersetzt ward von ihm meines Wissens bisher nur die lesenswerte kleine Novelle *Frau Zejneb* durch C. Frank in der Frankfurter Zeitung vom 28. Oktober 1916. Man könnte noch manche nennen; vor allem hat Chalid Zija ein warmes Herz für das stumme geduldige Leiden; das ist das Heldentum, welches er wie auch andere moderne Türken besonders gerne zum Vorwurf wählt und ohne sentimentale Phrase dem Leben abgelauscht zu schildern versteht; ist doch der Orient reich an solchen Szenen und die Passivität seine eigentliche Seele; einige Proben seiner Kunst findet man verdeutscht in den von Max Rudolf Kaufmann herausgegebenen *Türkischen Erzählungen* (München 1916).¹⁾

Wichtig bleibt die türkische Moderne unter allen Umständen als eine indirekte Quelle für türkisches Leben und türkische Verhältnisse; die Orientalistik wird ihr Studium jedenfalls mehr als bisher in den Vordergrund rücken müssen; die Umorientierung hat bereits eingesetzt.

Die ältere türkische *Şerik* steht zum großen Teil in einem Abhängigkeitsverhältnis zu persischen Vorbildern; namentlich übte der formvollendete Meister der Mystik, Hafiz, einen tiefgreifenden Einfluß auf sie aus. Die Form des *Gazels* im Deutschen sklavisch zu kopieren, halte ich für durchaus verkehrt. Bekanntlich hat das *Gazel* einen durchgehenden, oft sehr reichen Reim, der die ersten beiden Halbverse und alle weiteren zweiten Halbverse bindet. Der orientalische Reim unterscheidet sich von dem unsern dadurch, daß auch der Anlaut identisch sein muß. Im Arabischen und Türkischen lassen nun die zahlreichen Affixe und Suffixe diesen Reim als etwas Naheliegenderes und Natürliches erscheinen, während er im Deutschen gekünstelt und gesucht wirkt. Meist wird dieser Äußerlichkeit, die schon an sich einen den Absichten des Dichters entgegengesetzten Eindruck hervorruft, noch die Eleganz der Diktion geopfert. Da nun diese für den Orientalen eine große Hauptsache ist — die Formlosigkeit ist ja eine ziemlich moderne Errungenschaft — so zerstört der sklavische Formkopiist meist gerade das, um dessentwillen das Gedicht da ist.

Das *Gazel* ist literarisch, das *Türkü* volkstümlich; das *Gazel* feiert in letzter Instanz die himmlische Liebe, das *Türkü*, in seinen Vorwürfen reicher, meist die irdische; das Objekt der Liebe ist daher beim *Gazel* in

¹⁾ Vergl. ferner *Türkische Geschichten* übersetzt von Habib Edib: Deutsche Orientbücherei 23 und Österreichische Rundschau, 15. März 1916.

der Regel männlich, beim Türkü weiblich gedacht. Auch die Metrik beider Gattungen ist verschieden; das Gazel folgt der klassischen Metrik, d. h. ist nach dem festgeregelten Schema des Wechsels zweier Klassen silbischer Werte gebaut, während das Türkü sich freier bewegen darf und nur Hebungen zählt. Feste Grenzen für alle diese Unterschiede lassen sich allerdings nicht ziehen. Der türkische Gelehrte Köprülüzade hat neuerdings darauf hingewiesen, daß schon im Divan des klassischen Dichters Nedim, der 1727 starb, sich ein nicht mehr quantitierendes Stück findet, andererseits klingen auch bei Volksliedern der neuesten Zeit noch bisweilen arabische Rhythmen durch. Die Silbennmessung war überhaupt im Türkischen niemals so streng wie im Arabischen, da die arabischen Längen im Türkischen zu Halblängen wurden und viele türkische Kürzen im Schriftbild lang erscheinen.

Der Begründer der modernen Richtung in der türkischen Literatur Şhinasî († 1871), der von dem leutseligen Sultan 'Abdulmedschid nach Paris gesandt, dort von de Saen, Renan und Lamartine die ersten Anregungen empfing, gehört heute bereits zu den Halbvergessenen. Zu veralten beginnt auch Namık Kemal, der der älteren Generation vielfach als erster Dichter der Osmanen galt, obwohl er mehr deklamierte als gestaltete. Als Dramatiker, Romanschriftsteller, Essayist, Geschichtsschreiber hervorgetreten, ist Kemal bei uns als Lyriker weniger bekannt geworden. Seine Lyrik war Paul Horn in seiner Geschichte der türkischen Moderne unzugänglich geblieben und ich kenne nur Weniges von ihr aus der Anthologie Mustafa Reschids, so in einer durch die hamidische Zensur arg verstümmelten Gestalt die Kaside an einen vom Amt zurückgetretenen Großwesir, die eine gewaltige Meisterschaft über die Sprache bekundet und in den berühmten Versen gipfelt:

Wir sind das Volk, durch Heldensinn und Glaubenskraft berufen,
 Daß wir ein welterobernd Reich aus einem Stamm erschufen,
 Wir sind die hochgemute Schaar, die im Gefild der Schlachten
 Weit besser als den Staub der Schmach des Grabes Staub erachten!

Die neueste Richtung ist viel subjektiver geworden als die Bahnbrecher und schwelgt vielfach in Stimmungsmalerei; als charakteristische Probe gebe ich Ali Dschanib's Sokak feneri.

Die Straßenlaterne.

Aus totem Glas ergießt sich klagend Bangen
 Durch das Geflimmer schaurig-öder Nacht.

Das Pflaster ruhet schweigend, schlafumfungen,
 In der Vertiefung am Gemäuer wacht
 Wie große Augen flehend ein Verlangen
 In Tränen: Tu dich, stummer Zweifel, kund!
 Da lauert Schrecken, Angst entfarbt die Wangen —
 „Lies dieses Blatt!“ ertönt's von Geistermund,
 Dein Herz ist krank, vom fahlen Schein befangen,
 Aus totem Glas ergießt sich klagend Bangen!

Natürlich ist die Straßenlaterne Symbol für die veraltete Umwelt, welche des Dichters Streben nicht mehr befriedigt. Und doch ist das Ganze, was sich auch bei andern Erzeugnissen moderner Lyrik zeigen läßt, im alten Islam verankert. „Lies dieses Blatt“ will natürlich an den bekannten Morâners (Sûre 96, 1) und die Berufung des Propheten erinnern. Aber auch die Form zeigt alte Reminiszenzen; wir begegnen hier dem redd-i-matla' genannten Kunstgriff, der darin besteht, daß der erste oder zweite Halbvers als Schlußvers wiederholt wird, so hier:

Ölü bir dschamdan âlajan korku
 Aus totem Glas ergießt sich klagend Bangen.

Dennoch ergiebt sich auch hier ein analoges Verhältnis wie zwischen moderner Novelle und Meddahvortrag, wenn auch der große Wandel, der sich vollzogen hat, nicht bestritten werden soll.

Ali Dschanib sieht aber in der alten quietistischen Religiosität nur Hemmnisse und predigt statt Gottergebenheit rücksichtslose Betätigung. Besonders charakteristisch ist sein Gedicht

Scharkyñ ufuklary ¹⁾ (Das Morgenland).

In stillem Lande hielt ich Rast, wo Wahngelilde wohnen,
 Wird nimmer dir, o Ost, verhaßt der Schlummer der Aeonen?
 Als Freistatt steht der Kuppeln Dach noch stets der Demut offen,
 Aus Höhlen ein verwaistes Ach preist man als frommes Hoffen.
 Wird immer aus dem Mauerloch ertönen Ruf der Eulen
 Und Zorn erwecken immer noch der Straßenhunde Heulen?
 Wird hier von Gittern, morsch und alt, stets dumpfer Wahn geheget,
 Wo ihr verstaubtes Knirschen hallt die Wiege, traumbewegtet.

¹⁾ Das türkische Original: Newsal-i-milli 1330 S. 308/9.

Den Heilsruf singt vom Turme noch der Türmer unverdrossen,
 Zum Himmel dringt dein Flehen, doch der Himmel bleibt verschlossen,
 Erbleibe dir am Firmament der Schimmer der Betörung,
 Und was sich hier Ergebung nennt, das weiche der Empörung!
 Dem tauben Himmel zugewandt sollst du das Knie nicht beugen,
 Entfesselt soll der Welten Brand von deinen Leiden zeugen!
 Für Willkür und Gewalttat schlug die Stunde blut'ger Rache!
 Auf, Osten auf! Es ist genug! Auf, Osten, auf! Erwache!

Gegenüber dem passiven sinnlichen Orient will Ali Dschanib die männliche Kraft des Islam zur Geltung bringen; scharf pointiert erscheint dieser Gedanke in seinem Gedicht „Git“ (hinweg):

Die Fesseln sprengend will ich nicht vergang'ner Tage denken,
 Nie mehr in deiner Augen Traum, der blauen, mich versenken.

Unnachahmlich im Deutschen sind die Verse, in denen er Causative, die sich im Türkischen bei vokalischem Auslaut des Stammes nur durch ein antretendes t vom Grundstamm unterscheiden, wirkungsvoll diesem entgegenstellt:

Git, bende âlamak dejil, âlatmak isterim
 (Hinweg! — Nicht beugen will ich mehr mich, hassend still im Herzen),
 Hinweg! — Ertragen will ich nicht, erzeugen will ich Schmerzen!

Leider kann ich Ihnen von andern Dichtern, die ich gerne erwähnt hätte, keine Probe mitteilen, da mir ihre Werke zur Zeit unzugänglich sind. Ich will nur noch der kernigen Persönlichkeit Mehmed Emins gedenken, der aller literarischen Feinschmeckerei abhold, für das Volk dichtet und es dichterisch erziehen möchte. Zuerst durch seine Kampflieder bekannt geworden, von denen „Ben bir Türk-im“¹⁾ (Ich bin ein Türke) zu einer Art Nationalhymne geworden ist, erhebt er sich in volkstümlichen Weisen oft zu poetischer Kraft, so in seinem Gedicht „Fener“²⁾, in dem er einen Leuchtturm apostrophiert, der vom glatten Felsen seine rote Flamme in das Nebelmeer streut, um allen Schiffen den Pfad der Rettung zu weisen, ohne zu fragen, ob sie Christen oder Muslime führen, da die ins Unglück Geratenen für ihn nur Menschen sind.

Das Drama tritt uns zunächst in verschiedenen primitiven Formen als Schattentheater, Kukla oju und Orta oju entgegen.

¹⁾ Vergl. Jacob, Türkisches Hilfsbuch. 3. Aufl. 1. Teil S. 32/3.

²⁾ Türk jurdu, 1. Jahrg. 6. Heft.

Über das Schattentheater ist namentlich im letzten Jahrzehnt sehr viel gearbeitet und geschrieben worden; die Sanskritisten haben die Streitfrage diskutiert, ob die Phantombühne der Schauspielerbühne vorausging oder, wie die alte Ansicht war, lediglich eine Verkümmernng derselben darstellt. Durch eine Berliner Akademie-Abhandlung von Lüders „Über die Śaubhikas“ ist nun wohl Pischels Annahme endgültig erwiesen worden, daß das Schattenspiel in Indien erheblich älter als die Schauspielerbühne war. Vielleicht noch älter ist es in Java. Von Indien wanderte das Schattentheater wahrscheinlich über China in die islamischen Länder. Am Hofe des Ogotai, des Sohnes und Nachfolgers des Welt-eroberers Tschingizchan, erwähnen persische Historiker Schattenspieler aus China. Viele islamische Herrscher protegierten das Spiel, so der große Saladin, Selim I. und Murad IV. Für die türkische Schattenbühne sind die typischen Figuren des gebildeten Hadschivad und des Zigeuners Karagöz charakteristisch; die Dialekt- und Jargon-Typen teilt sie mit den Meddahvorträgen.

Erst neuerdings haben wir eine bereits von Ewlija beschriebene noch primitivere Theaterform Kukla oĵnu oder Ibisch oĵnu näher kennen gelernt; ich verweise auf die im 9. Bande des Islam erscheinenden Mitteilungen; die typischen Figuren dieser Bühne, welche etwa unserem Kasperletheater entspricht, sind Ibisch und der İchtijar (d. h. Greis).

Wichtiger ist die türkische Volksbühne, das Orta oĵnu, dem Kúnos 1887 eine Arbeit gewidmet hat, die leider nur die jüngste Entwicklungsphase dieser herumziehenden Schauspielertruppen behandelt, deren Spuren sich bei den Historikern und Ewlija erheblich weiter zurückverfolgen ließen, ja bis in seldschukische Zeit zurückreichen.¹⁾

Auf das moderne türkische Theater dürfte die Volksbühne wenig eingewirkt haben, denn die für jenes geschriebenen Stücke, welche bereits nach Hunderten zählen, sind ihrer Natur nach, auch wenn sie Aufführungen erleben, meist Buchdramen. Deutsche Übersetzungen liegen nur von Stücken vor, die heute bereits als veraltet gelten, so von Schinasi's Scha'ir ewlenmesi in Vámbérn's Sittenbildern aus dem Morgenlande, Berlin 1876 S. 37—46, Kemals Watan oder Silistria (von Pekotjch, Wien 1887) und dem Ejwah des Vielschreibers Ahmed Midhat (durch Frau Doris Reek im 15. Bande der Türkischen Bibliothek).

¹⁾ Anna Komnena, Alexias ed. Reifferscheid II 265.

Die Sozialisierung der Produktionsmittel.

Vortrag gehalten am 13. Januar 1919 in der Gießener Hochschulgesellschaft von Professor Dr. August Skalweit.

Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Was heißt das?

Um die Antwort zu geben, müssen wir auf den Ausgangspunkt dieser Begriffsbildung zurückgehen.

Als mit der Einführung der neuzeitlichen Technik der Großbetrieb sich auf den meisten Gebieten des Wirtschaftslebens durchsetzte, ergab sich der Zustand, daß die große Masse der wirtschaftenden Bevölkerung auseinanderklaffte: Auf der einen Seite die Unternehmer, die Eigentümer und die Leiter der Großbetriebe, auf der andern die Arbeiter, die, unselbständig geworden, nur noch durch ihre Arbeitsleistung an dem Produktionsprozeß beteiligt waren. Diese Spaltung führte zu einem wirtschaftlichen und sozialen Gegensatz: Während die Eigentümer den Gewinn aus der zunehmenden Produktivität der neuen Betriebsform zogen, wurde der den Arbeitern ausgezahlte Lohn in der Hauptsache nach dem Werte bemessen, den die Ware Arbeit auf dem Markte hatte, gleichgültig, wie groß die Produktivität des sie beschäftigenden Unternehmers war. Äußern tat sich dieser Zustand darin, daß der Einfluß, die Macht und der Reichtum der Eigentümer wuchsen, während der Arbeiter arm blieb und über eine gewisse Höhe der Lebenshaltung nicht hinauskam.

Die liberale individualistische Volkswirtschaftslehre, die sogenannte klassische Nationalökonomie des 18. und 19. Jahrhunderts, hatte alles das schon erkannt und scharfsinnig die Gründe für diese Erscheinung aufzuweisen gewußt. Doch hatte sie sozialpolitische Folgerungen daraus nicht gezogen. Was sie da sah, hielt sie für einen gesetzmäßigen Vorgang, gegen den es eine Erfolg versprechende Auflehnung nicht geben konnte.

Anders der Sozialismus. Ihm lieferten diese Zustände den Stoff zur Anklage gegen das Kapital: Die Produktionsmittel seien nicht mehr ein Gut vieler und insbesondere der Arbeitenden, sondern seien

ausschließlich in die Hände des Privatkapitals gekommen. Damit aber sei ein Zustand geschaffen worden, der die großen Massen der Arbeitenden zu Sklaven des Kapitalismus mache. Während der Arbeiter nur einen durch Angebot und Nachfrage bestimmten Arbeitslohn bekäme, bezöge der Kapitalismus als alleiniger Inhaber der Produktionsmittel einen Extragewinn, sei es in Form von Grundrente, sei es in Form von Zins, sei es in Form von Unternehmergewinn. Das sei eine Ungerechtigkeit. Denn ohne Zweifel wären auch diese Gewinne Ergebnisse der von den Arbeitern geleisteten Arbeit. Es sei daher nicht mehr als billig, daß auch die Arbeiter ihren Anteil daran erhielten.

Der Sozialismus lief daher Sturm gegen diese Gesellschaftsordnung und suchte nach Mitteln und Wegen, sie durch eine bessere zu ersetzen.

Die Kardinallösung der ganzen Frage sah er darin, das Eigentum an den Produktionsmitteln aus den Händen des Privatkapitals wieder in die Hände der Allgemeinheit, der Gesellschaft, überzuleiten. So kam er zu der Forderung der „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“. Diese nahm den Charakter eines Schlagworts an. Denn ohne Zweifel waren die vielen Tausende und Abertausende, die diese Forderung im Munde führten, sich nicht darüber klar, was darunter zu verstehen wäre.

Was ist Gesellschaft?

Ein abstrakter Begriff, wenn ich nicht zu sagen vermag, aus wem die Gesellschaft besteht.

Will ich aber jemandem die Produktionsmittel, also ganz konkrete Gegenstände, wie Fabriken, Maschinen, Grund und Boden usw. übergeben, so nützt mir nicht ein abstrakter Begriff. Ich muß doch einen konkreten, lebendigen, ganz persönlichen Gegenkontrahenten haben, der Hände hat, um diese Gegenstände zu empfangen und damit zu wirtschaften.

Die älteren Sozialisten dachten vielfach an eine Lösung des Problems auf dem Wege der Genossenschaftsbildung. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Owen, Fourier, Louis Blanc, um daran zu erinnern, mit welchem Eifer die Genossenschaftsidee vom Sozialismus aufgenommen und verfolgt wurde. Ihre Vorschläge verloren sich nicht selten in das Reich der Utopie, wie die „Phalansterien“ Fouriers, von denen Zolas dichterische Phantasie in dem Roman „Arbeit“ ein so anschauliches Bild entwirft. Aber auch Cassalle, der Gründer der deutschen Sozialdemokratie, ein Mann, der größeren Anspruch darauf machen konnte, Realpolitiker zu sein, dachte daran, das Prinzip der freien

Genossenschaft auf die fabrikmäßige Großproduktion anzuwenden, um den Arbeiterstand zu seinem eigenen Unternehmer zu machen. Und selbst Schulze-Delitzsch, der Vater des deutschen Genossenschaftswesens, sah in den von ihm gegründeten Kreditgenossenschaften, Rohstoff-, Werk- und Magazingenossenschaften lediglich Vorstufen für die Produktionsgenossenschaft, die die Krönung der neuen genossenschaftlich organisierten Gesellschaftsordnung bilden sollte.

Die Entwicklung ist andere Wege gegangen. Das Genossenschaftswesen hat in Deutschland so große Erfolge aufzuweisen, wie in keinem anderen führenden Staate, doch liegen diese nicht auf dem Gebiete der Produktion, sondern des Güterverbrauchs und der Güterverteilung. So haben sich die Konsumgenossenschaften als lebenskräftige und zukunftsreiche Gebilde erwiesen, vor allem aber haben in Deutschland die landwirtschaftlichen Genossenschaften eine große, ständig wachsende Bedeutung für das Wirtschaftsleben gewonnen. Sie beschäftigen sich vorwiegend mit der Kreditbeschaffung und mit dem gemeinsamen Einkauf von Rohstoffen und Produktionsmitteln, daneben auch mit dem Absatz von Produkten. Aber Produktionsgenossenschaften sind sie nicht. Insbesondere ist das Hauptproduktionsmittel der Landwirte, der Grund und Boden, Privateigentum geblieben. Gewöhnlich werden die sehr verbreiteten Molkereigenossenschaften als Produktionsgenossenschaften bezeichnet, was ja auch nicht ganz unberechtigt ist, aber mit noch größerem Rechte wird man sie Absatzgenossenschaften nennen müssen. Milcherzeuger betreiben gemeinsam eine Molkerei zum Zwecke eines geregelten und vorteilhaften Absatzes ihrer in der Einzelwirtschaft und mit eigentümlichen Produktionsmitteln gewonnenen Produkte.

Wirkliche Produktionsgenossenschaften haben sich dagegen weder in der Landwirtschaft, noch im Gewerbe durchsetzen können. Mehrere Gründe haben zusammengewirkt, um das zu verhindern. In der Landwirtschaft hat es sich gezeigt, daß der Großbetrieb dem kleinen und mittleren Betriebe gegenüber keine Überlegenheit besitzt. Damit entfällt aber die wirtschaftliche Voraussetzung, die den Zusammenschluß von Bauern zu einem gemeinsamen genossenschaftlichen Großbetrieb als vorteilhaft erscheinen lassen könnte. Aber auch in der Industrie, wo die technische und wirtschaftliche Überlegenheit des Großbetriebes außer Frage steht, hat die genossenschaftliche Unternehmungsform nicht Eingang finden können. Das ist wohl darauf zurückgeführt worden, daß infolge der schnellen Entwicklung der Technik und der raschen Kapitalakkumulation sich die Konzentration der industriellen Produktion zu schnell vollzogen habe,

um neben den kapitalistischen Riesenbetrieben kapitalarme Genossenschaften von Handwerkern und Arbeitern aufkommen zu lassen. Doch kann diese Begründung allein nicht als durchschlagend angesehen werden. Ein wirtschaftliches Hindernis, woran Produktionsgenossenschaften gewöhnlich scheitern, besteht darin, daß die sich zu dem Kollektivunternehmen zusammenschließenden Arbeiter nicht in der Lage sind, jenes Risiko zu tragen, das notwendig mit den meisten Großunternehmen verknüpft ist. Ja, wäre die Gewähr für ständig wachsende Prosperität der Unternehmung gegeben, dann möchte die genossenschaftliche Produktion noch glücken. Gewöhnlich ist aber mit der Großunternehmung eine hohe Verlustgefahr verbunden, die zu tragen der kapitalarme Genossenschaftler nicht imstande ist. Unternehmungen, die für ihre Arbeiter eine Gewinnbeteiligung eingeführt hatten, sind meist daran gescheitert, daß die Arbeiterschaft die Last einer schlechten Konjunktur nicht tragen konnte und wollte. Aber selbst, wenn alle diese Schwierigkeiten überwunden würden, so ist doch nur schwer über jene Widerstände psychologischer Art hinweg zu kommen, die die Verwirklichung der Produktionsgenossenschaft erschweren oder verhindern. Das sozialistische Genossenschaftsideal geht von der Fiktion aus, daß der Mensch an sich gut und edel sei, und daß eitel Friede und Zufriedenheit herrschen würden, wenn der Mensch der verkehrten Gesellschaftsordnung entrückt würde, die alle Disharmonie in die Welt brächte. Leider stimmt diese Voraussetzung nicht mit der Wirklichkeit überein. Der Mensch ist niemals zufrieden. Und es ist gut, daß dem so ist. Denn wo bliebe der Fortschritt, wenn der Mensch nicht von dem beständigen Streben nach Verbesserung seiner Lage erfüllt wäre? An dieser Eigenschaft des Menschen sind die idealen Pläne der Menschheitsbeglucker immer wieder gescheitert. Sie waren Utopien, weil sie mit der brutalen Realität menschlicher Leidenschaften und Schwächen nicht rechneten.

Karl Marx hat daher die Versuche und Vorschläge, die soziale Frage durch Genossenschaftsbildung zu lösen, als utopisch beiseite geschoben.

Die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen, meint er, sind nicht zu suchen in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Erkenntnis der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in den Veränderungen der Produktions- und Austauschweise, in der Ökonomie. Auch die jetzige Wirtschaftsordnung, die schon reif für den Untergang ist, wird im Verlauf der weiteren Entwicklung einer neuen weichen.

Die Anfänge der heutigen Wirtschaftsordnung, so führt Marx aus, reichen erst bis in das 16. Jahrhundert zurück. Bis dahin gab es kein

Kapital und keine Kapitalisten. Freilich war Kapital vorhanden, aber nicht in dem Sinne der Sozialisten, die darunter nur das Rente erzeugende Kapital verstehen. Das bis zum 16. Jahrhundert vorhandene Kapital war in der Hauptsache identisch mit den Produktionsmitteln. So war der Bebauer des Bodens zugleich sein Besitzer, der Handwerker zugleich Eigentümer seiner Werkstatt. Drei Jahrhunderte lang hat die Bourgeoisie daran gearbeitet, dieses primitive Eigentum, das sich auf die Arbeit gründete, zu vernichten. Die Arbeitskraft wurde von ihren Produktionsinstrumenten losgelöst, aller Bande des Kleinbesitzes, der Hörigkeit und der Zunftordnung entledigt. Die Arbeit mußte frei werden, — frei werden, sich zu verkaufen, oder richtiger gesagt, — gezwungen werden, sich freiwillig zu verkaufen, weil dem Arbeiter anderes nicht zu verkaufen blieb. — Aber auch die Bourgeoisie wird wieder zugrunde gehen, wird vernichtet werden, wie sie andere Klassen vernichtet hat. Im natürlichen Lauf der Dinge wird sie zerrieben werden — durch Selbstzerstörung. — Die Krisen, die mit dem kapitalistischen Betrieb unlöslich verknüpft sind, werden chronisch werden und am Leben des Kapitalismus nagen. — Die mit dem kapitalistischen System verbundene Arbeitslosigkeit wird den Pauperismus vermehren. Und statt von dem Proletariat ernährt zu werden, wird der Kapitalismus immer häufiger dazu gezwungen werden, das Proletariat zu ernähren. — Infolge der zunehmenden Vermehrung der Aktiengesellschaften verflüchtigt sich das Eigentum in Papiere. An dem Tage, wo alle Unternehmungen die Form von Aktiengesellschaften angenommen haben werden, — sind sie zur sozialistischen Expropriation reif. Mit einem Federstrich lassen sich die Rechtstitel der Aktionäre auf die Nation übertragen. Mit der größten Leichtigkeit und ohne die geringste Störung des wirtschaftlichen Mechanismus wird sich das durchführen lassen. Zur Durchführung der Expropriation von gestern war die Expropriation der großen Masse durch einige Usurpatoren erforderlich, für die von morgen ist nur die Expropriation einiger Usurpatoren notwendig.

Wie im einzelnen diese automatische Expropriation der Expropriatoren praktisch sich vollziehen und wie insbesondere die neue Wirtschaftsverfassung aussehen würde, darüber schweigt Marx. Er sagt grundsätzlich darüber nichts, weil er keine Phantasiebilder aufstellen will. Er glaubte der natürlichen Entwicklung alles weitere überlassen zu müssen.

Doch war Marx im Irrtum, wenn er glaubte, daß die Zeit für die Verwirklichung seiner Ideen unmittelbar bevorstehe. Die tatsächliche Entwicklung ist andere Bahnen gegangen. Sie konnte nicht stehen bleiben

und warten, bis sich Margens Prophezeiungen erfüllen würden. Was sollte geschehen? Produktiogenossenschaften und Kollektivunternehmen als Mittel zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel hatten sich im allgemeinen als undurchführbar erwiesen. Mit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel aber steht und fällt der Sozialismus.

Der deutsche Sozialismus hat nun den Ausweg beschritten, daß er stillschweigend Vergesellschaftung der Produktionsmittel mit Verstaatlichung der Produktionsmittel überseht hat. Neuerdings ist ein umfangreiches, sehr lesenswertes Buch von dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Edmund Fischer erschienen unter dem Titel „Vom sozialistischen Werden“. Was ist sein Inhalt? Verstaatlichung und Kommunalisierung. Fischer gibt ein zusammenfassendes Bild über die gewaltigen Leistungen des deutschen Staates auf dem Gebiete der öffentlichen Unternehmung und zeigt die schon angebahnten Wege des weiteren Ausbaues. Man kann mit Fischers Vorschlägen durchaus einverstanden sein und auch was von den heutigen sozialistischen Regierungsvertretern über die Verstaatlichung gesagt wird, läßt sich sehr wohl vertreten. Nur soll man sich darüber klar sein, daß diese Verstaatlichung mit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, wie sie die Klassiker des Sozialismus erträumt hatten, nichts, auch gar nichts zu tun hat. Es ist im besten Falle Staatssozialismus, wie ihn die von den Sozialisten als Zuckerwasser-Sozialisten verspotteten Katheder-Sozialisten propagiert hatten. Ja, es ist wirtschaftlich eine Rückkehr zu dem Wirtschaftsstaate des aufgeklärten Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts, dem Staate der Staatsregie und der Staatsmonopole.

Verstaatlichung oder Kommunalisierung von Produktionsmitteln ist nicht dasselbe wie ihre Vergesellschaftung. Es ist ja gewöhnlich nicht so, daß mit der Verstaatlichung oder Verstadtlichung eines Unternehmens Staat oder Stadt auch seine Eigentümer würden. Staat und Gemeinden, die große Betriebe übernehmen, pflegen die Anlage- oder Übernahmekosten nicht aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Sie nehmen Anleihen beim Privatkapital auf, die sie ähnlich wie die Aktien eines privaten Großunternehmers verzinsen müssen. Wie Eigentümer der großen Aktienunternehmungen die Aktionäre sind, so ist der eigentliche Eigentümer der Staats- und Gemeindebetriebe der Anleihezeichner. Die moderne Gemeinwirtschaft ist deshalb auch wohl als Staatskapitalismus bezeichnet worden. Er unterscheidet sich in seinem Wesen nicht von dem Privatkapitalismus. Der Staat, so wird gesagt, übernehme nur die Verwaltung und das Risiko der kapitalistischen Betriebe und sichere

dem Kapital! den Profit, so daß die Tätigkeit des Staates nur im Interesse der Kapitalisten liege.

Gleichwohl wäre es verkehrt, wollte man unter der Begründung, daß an der kapitalistischen Grundlage der bestehenden Wirtschaftsordnung durch die öffentliche Wirtschaft doch nichts geändert würde, den Staats- und Stadtbetrieben ihre Nützlichkeit absprechen. Gewiß unterscheidet sich ein großes Aktienunternehmen in einer äußeren Form, in den Arbeitsbedingungen und in den Lohn- und Gehaltsverhältnissen der Arbeiter und Angestellten nicht wesentlich von öffentlichen Betrieben. Die neuerdings sehr beliebte Form staatlicher Unternehmung, die sogenannte „gemischt-wirtschaftliche Unternehmung“, behält sogar die Form der Aktiengesellschaft bei, und die öffentliche Hand begnügt sich damit, durch Ankauf der knappen Mehrheit der Aktien (51 Proz.) den entscheidenden Einfluß auf das Unternehmen zu gewinnen. Doch bleibt der grundlegende Unterschied bestehen, daß das reine Privatunternehmen lediglich in die Tasche des Privatkapitalisten arbeitet, während bei einem staatlichen oder städtischen Unternehmen die Früchte des über die Verzinsung des Anlagekapitals hinausgehenden Ertrages der Allgemeinheit zu gute kommen.

Es soll also von hier aus nichts gegen die Verstaatlichung und Kommunalisierung von Produktionsmitteln eingewandt werden, sondern lediglich der Nachweis geführt werden, daß eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel im eigentlichen sozialistischen Sinne etwas ganz anderes ist. Es handelt sich vielmehr bei der Verstaatlichung und Verstädtlichung um einen Vorgang, den der Nationalökonom „Gemeinwirtschaft“ zu nennen pflegt, — um nicht mehr und nicht weniger.

Wenn dem aber so ist, dann wird man sagen müssen, daß Deutschland schon vor der Revolution mitten in der Gemeinwirtschaft steckte.

In keinem Staate der Welt ist die Verstaatlichung von Betrieben so weit gediehen. Das hat seine guten Gründe. Ein Obrigkeitsstaat, wie der deutsche Staat es war, war viel unabhängiger von Privatinteressen, die in Demokratien, insbesondere in parlamentarisch regierten, ein schier unüberwindliches Hindernis gegenüber der Gründung von Staatsbetrieben zu bilden pflegen.

Deutschland ist das Land der staatlichen Verkehrsmittel. Nicht nur hat der deutsche Staat mit seinen Eisenbahnen das größte Unternehmen der Welt in seiner Hand, auch der Nachrichtenverkehr von der Briefpost bis zum Telegraph und Fernsprecher ist staatlich. Eine staatliche Binnen-

Schiffahrtspolitik sorgte für die Erhaltung und den planmäßigen Ausbau der Wasserstraßen.

Deutschland ist das Land der staatlichen Arbeiterversicherung.

Deutschland, insbesondere Preußen hat in zunehmendem Maße Bergwerke verstaatlicht.

Deutschland, insbesondere Preußen hat einen reichen Grundbesitz an Domänen und Forsten aus früheren Zeiten in die Gegenwart hinübergerettet.

Mehr als die Hälfte der gesamten Staatseinnahmen des Reichs und der Bundesstaaten bilden die Roheinnahmen der Staatsbetriebe. In der gesamten Staatswirtschaft, einschließlich Schulen und Verwaltung, werden etwa 2 Millionen Menschen beschäftigt. Mit ihren Angehörigen machen sie etwa den zehnten Teil der deutschen Bevölkerung aus. Deutschland ist das Land der Staatsbeamten und der vom Staate Angestellten. Der Wert der vom Staate betriebenen Unternehmen wurde vor dem Kriege auf 25 Milliarden geschätzt, das war etwa der 12. Teil des Volksvermögens.

Damit noch nicht genug, hat der alte Staat noch während des Krieges neue Staatsbetriebe geschaffen oder vorbereitet.

An erster Stelle ist da zu nennen: das Elektrizitätsmonopol, das, in den letzten Jahren planmäßig vorbereitet, zu einer Verstaatlichung dieses wichtigsten Produktionsmittels der Zukunft führen wird.

Ist die Verstaatlichung der Elektrizität bisher nur in ihren Anfängen verwirklicht, im übrigen aber ein Wechsel auf eine nahe Zukunft geblieben, so ist das Stickstoffmonopol während des Krieges tatsächlich geschaffen worden. Dazu kommen die Staatsmonopole, die Deutschlands schwierige Finanzlage hervorgerufen hat und noch hervorrufen wird. Ein Branntweinmonopol ist schon geschaffen worden. Andere alte Pläne wie das Tabakmonopol, das Petroleummonopol, das Zündholzmonopol sind wieder aufgenommen worden und haben größere Gewähr für ihre nunmehrige Verwirklichung gewonnen. Ein Getreidemonopol ist ernstlich beraten worden. Auch die Verstaatlichung des noch privatwirtschaftlich gebliebenen Versicherungswesens scheint in eine nahe Zukunft gerückt zu sein.

„Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.“

Doch wir sind noch nicht fertig. Fast ebenso großen Umfang wie die Staatsbetriebe haben die öffentlichen Unternehmungen der Städte und Gemeinden angenommen. Die moderne Stadt und Gemeinde ist in den letzten Jahrzehnten aus einem politischen Verbande

eine Wirtschaftsgemeinde geworden, eine wirkliche Communia, die den Bürger von der Wiege bis zur Bahre mit des Lebens Notdurft versorgt. Sawinenartig ist diese Entwicklung gewachsen, und ihr Ende ist noch gar nicht abzusehen. Das gesamte Vermögen der Gemeinden, das auf dem Lande vor allem in Grundbesitz und Wald besteht, in den Städten durch die städtischen Großbetriebe dargestellt wird, beträgt schätzungsweise 20 Milliarden Mark.

Bei einer solchen Sachlage ist es eigentlich nicht recht zu verstehen, wie gerade neuerdings in Deutschland der Ruf nach Verstaatlichung der Produktionsmittel solche Stärke annehmen konnte, besonders wenn man daran denkt, welchen Widerstand die während des Krieges auf ihre Spitze getriebene öffentliche Wirtschaft gefunden hat. Das läßt sich nur aus dem Umstande erklären, daß von den meisten, die die Vergesellschaftung der Produktionsmittel fordern, gar nicht verstanden wird, um was es sich dabei eigentlich handelt. Wie soll man sonst z. B. verstehen, daß die Bergleute von Hamborn unter dem Feldgeschrei „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“ die Bergwerke stürmten und zu zerstören suchten. Jeder Wissende hätte sich sagen müssen, daß die Vernichtung der Produktionsmittel nicht der richtige Weg zu ihrer Vergesellschaftung sein kann.

Es ist von den verschiedensten Seiten, insbesondere auch von den jetzigen sozialistischen Leitern der Regierung immer wieder darauf hingewiesen worden, daß für eine weitgehende Sozialisierung niemals der Zeitpunkt ungünstiger wäre, als gerade in der Gegenwart. Politische und wirtschaftliche Gründe sprechen dagegen:

So hat der neue Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes Dr. Aug. Müller neulich geäußert:

„Für mich ist Sozialismus ein Produkt der Entwicklung. Ob die jetzige Zeit für irgendwelche Sozialisierungsexperimente reif ist, will im höchsten Maße fraglich erscheinen. Die Entente hat erklärt, das Privateigentum zu respektieren, jedes Staats-eigentum aber als Pfand in Anspruch zu nehmen. Daß das deutsche Volk dazu da sein sollte, der Entente den Zugriff zu unsern Kohlen durch Verstaatlichung der Zechen zu erleichtern, das übersteigt doch das Denkbare. Eine Verstaatlichung der Kohlenbergwerke im jetzigen Augenblick wäre geradezu ein Verbrechen.“

Gleichwohl hat der Zentralkongreß der Arbeiter- und Soldatenräte die sofortige Verstaatlichung der Bergwerke befürwortet. Die Entente hat

denn auch darauf sofort, wie anzunehmen war, reagiert. Der „Temps“ hat diesen Beschluß auf das wärmste begrüßt. Es sei die Verstaatlichung der deutschen Bergwerke ein neues Mittel, wie sich die Entente die Geldentschädigung, auf die sie ein Anrecht habe, sichern könnte. Man könne die verstaatlichten Bergwerke für eine angemessene Frist an Organisationen abtreten, die sie zugunsten der Entente, als der Gläubigerin des deutschen Staates, ausnützen würden.

Auf einen weiteren Umstand, der gerade jetzt nach dem Kriege eine weitgehende Sozialisierung ausschließt, hat Max Weber in der Frankfurter Zeitung hingewiesen. Nicht nur die Neuordnung, sondern die einfache Reetablierung, ja schon die Ernährung des Volkes bedürfe auf lange Jahre hinaus Kredit, und zwar Auslandskredit. Eine rein proletarische Regierung aber, auch die beste, sei für das Ausland kreditunfähig. Nur eine Regierung und eine Wirtschaft bürgerlicher Struktur erhalte Kredit, weil nur das Bürgertum an dem privatwirtschaftlichen, geldsteuerfähigen Unterbau ein hinlängliches, als Garantie dienendes Eigeninteresse habe. Vor die Wahl gestellt, dem bürokratisierten Apparat einer sozialistischen Wirtschaft oder einem Konsortium freier Banken den gleichen Betrag zu kreditieren, würde das Ausland keinen Augenblick mit der Antwort zögern: nur diesem Letzteren. Daran sei gar nichts zu ändern. Was also unter der Verlegenheitsphrase von der „Verstaatlichung der Banken“ verstanden sein solle, sei völlig unerfindlich. Die „Verstaatlichung der Aktiengesellschaften“ sei vollends eine leere Redensart, wenn man gewaltige Auslandskapitalien brauche, also den Privatbesitz zwar beliebig hoch besteuern oder gegen Entschädigung enteignen, nicht aber konfiszieren dürfe, — weil man sonst wiederum: keinen Kredit bekomme.

Damit kommen wir zu einem weiteren Grunde, aus dem sich gerade in der Gegenwart gewöhnlich eine Verstaatlichung von Unternehmungen verbieten wird. Auch unter normalen Verhältnissen wird man, bevor man zur Verstaatlichung eines Unternehmens schreitet, stets fragen müssen, auf welcher Stufe der Entwicklung sich das betreffende Unternehmen befindet. Hat es nämlich den höchsten Grad seiner Prosperität erreicht, so wird im Falle einer Verstaatlichung der entsprechend entschädigte Kapitalist den alleinigen Vorteil davon haben. Da der Staat keine höhere Rente herauswirtschaften kann, so wird er zum dauernden Schuldner des Privatkapitalisten. Dieser wird sozusagen zum Staatspensionär. Ohne daß er wie früher, als er noch Aktionär des Unternehmens war, eine

Verlustgefahr hätte, bezieht er aus dem ihm ausgezahlten Kapital seine sichere Rente.

Solche Fälle sind schon vorgekommen. Aber grundsätzlich sind nur solche Betriebe von der öffentlichen Hand übernommen worden, von denen zu erwarten stand, daß ihre Entwicklung nicht abgeschlossen wäre und gerade durch die öffentliche Bewirtschaftung zur höchsten Stufe der Produktivität noch emporgehoben werden könnte.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte das Problem, so ist es ohne weiteres klar, daß der Zeitpunkt für eine Verstaatlichung niemals ungünstiger war. In der Zeit vor dem Kriege hatte Deutschland eine wirtschaftliche Blüte erlebt, die alles überstieg, was seit Menschengedenken für möglich gehalten war. Die meisten großen Unternehmen hatten daher einen hohen Grad der Produktivität erreicht und einen entsprechend hohen Kapitalwert. Während der Kriegskonjunktur hat sich der Wert vieler Unternehmungen noch gesteigert.

Dagegen ist nicht daran zu zweifeln, daß nunmehr infolge des schlechten Kriegsausgangs und der Revolution eine schlechte Konjunktur bevorsteht. Alle früheren Werte sind erschüttert. Das deutsche Volk ist bettelarm geworden. Mit ihm sind auch die großen Unternehmen in ihrer Produktivität auf Generationen hinaus geschwächt.

Würden daher in dem jetzigen Zeitpunkt Unternehmen verstaatlicht, so würde das vielfach darauf hinauskommen, daß man dem Privatkapital eine schwere Last abnähme, um sie der Allgemeinheit aufzubürden. So erklärt es sich ja auch, daß schon wiederholt in der letzten Zeit von Privatunternehmungen ihre Verstaatlichung beantragt worden ist.

Ich fasse zusammen: Die sozialistische Forderung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel hat sich bisher als unausführbar erwiesen. Sie ist ein Ideal geblieben, das nur eine ideale Menschheit, die frei ist von allen Trieben des Eigennuzes und des Machtbedürfnisses, verwirklichen wird. Der statt dessen vom deutschen Obrigkeitsstaate und der heutigen sozialdemokratischen Partei beschrittene Weg der Verstaatlichung und Verstädtlichung von Produktionsmitteln, der mit dem ursprünglichen sozialistischen Ideal wenig gemein hat, ist aus politischen und wirtschaftlichen Gründen zur Zeit schwer gangbar. Es wird daher gut sein, den weiteren Ausbau der öffentlichen Wirtschaft, — zu der zweifellos die Wirtschaftsentwicklung hindrängt —, bis auf Zeiten zu verschieben, wo die deutsche Volkswirtschaft wieder in der Lage sein wird, das Gesetz des Handelns zu geben. Vor allem soll man sich hüten, einer Doktrin zu

Liebe, Aktionen zu unternehmen, die dem wahren Interesse der Allgemeinheit nicht entsprechen.

Wirtschaftsfragen sind Nützlichkeitsfragen. Sie müssen von Fall zu Fall entschieden werden. Nach theoretischen Doktrinen lassen sie sich nicht lösen. Der Deutsche hat einen unausrottbaren Hang zum Doktrinarismus. Es mag das mit seiner idealistischen Weltanschauung zusammenhängen, und so zäh wir auch an ihr festhalten wollen, so sehr müssen wir uns doch hüten, sie zur alleinigen Richtschnur wirtschaftspolitischen Handelns zu machen. Wirtschaftsfragen werden nicht dadurch gelöst, daß man sich gegenseitig die Köpfe einschlägt, sondern durch Vernunft und auf Grund nüchterner Überlegung. Was wirtschaftlich zweckmäßig ist, ändert sich mit den Zeitumständen. Das Feldgeschrei „hie freie Wirtschaft!“ führt ebenso in die Irre wie das Feldgeschrei „hie Sozialisierung!“. In einem Falle wird Einspannung des freien Erwerbtriebes das Zweckmäßigste für die Volkswirtschaft sein, im anderen die öffentliche Bewirtschaftung oder in wieder einem anderen Falle die Verbindung beider. Eine allgemein gültige Regel gibt es nicht.

Niemals weniger als nach diesem Kriege werden wir uns den Luxus eines wirtschaftspolitischen Doktrinarismus leisten können. Es gilt unendlich viel wieder aufzubauen und unserer Volkswirtschaft eine Form zu geben, die das Höchstmaß von Produktivität gewährleistet. Wir müssen nicht nur mehr, sondern auch noch besser arbeiten als früher. Nur so werden wir aus der Not, in die wir geraten sind, wieder herauskommen. Es werden also nicht allein an den Fleiß, sondern auch an die Einsicht jedes einzelnen die allerhöchsten Ansprüche gestellt werden. Ich bin mir bewußt, daß niemals weniger als heute der Appell an die Einsicht auf Empfänglichkeit rechnen kann. Doch wird sie einen starken Bundesgenossen haben, der ihr zum Siege verhelfen wird: die Not. Die Not hat sich von jeher als ein strenger, aber als ein guter Lehrmeister erwiesen. Sie wird nicht nur zu harter, sondern allen Doktrinen und Schlagworten zum Trotz auch zu der volkswirtschaftlich zweckmäßigsten Arbeit erziehen. Unter ihrer strengen Zucht wird das tief gedemütigte deutsche Volk alle die Kräfte wieder gewinnen, die es vor seiner Erniedrigung zum führenden Volk der Welt gemacht hatten. Es wird sich, so glauben wir, der alte Satz bewähren: Die Not zwingt zur Arbeit, die Arbeit aber ist die Wurzel aller Tugenden.

